Die königliche Jagd.

Historischer Roman
aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten.

Von

Amédée Achard.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1861.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Die Schatulle von Ebenholz.

Die leichten Reiter und die Husaren des Prinzen Eugen waren verschwunden wie auf einen Zauberschlag. Es war heller Sommersonnenschein, kleine weiße Wölkchen glitten an dem blauen Himmel dahin, und die tiefe Ruhe der Natur im Gegensatze zu dem Schauspiele von Blut und Gemetzel, welches die beiden Abenteurer so eben zu bestehen gehabt, äußerte auf ihren Geist eine beschwichtigende Wirkung.

Paul Emil nahm kokett seinen Hut in die Hand und bediente sich desselben wie eines Fächers.

»Diese kleine Expedition hat mich ein wenig echauffirt,« sagte er, »aber ich nehme es ihr nicht übel.«

»Sie sind sehr freundlich,« antwortete Hector.

»Und ich finde Sie liebenswürdig — Sie, den nichts bewegt, der allen Ereignissen gegenüber so unerschütterlich bleibt wie die Wassergötter in den Bassins von Versailles. Es wäre ein Wunder, wenn irgend etwas Sie zu erheitern oder zu betrüben vermöchte. Ich aber, der ich bei der geringsten Berührung eine zitternde Sensitive und bei dem leisesten Windhauche ein bebendes Blatt bin, ich verhehle nicht, daß die Expedition, zu welcher Sie mich einluden, mich sehr aufgeheitert hat.«

»Um so besser! Sie sind doch nicht allzumelancholisch diesen Morgen?«

»Nein, durchaus nicht; ich fühle mich sogar beinahe glücklich.«

»Ah!«

»Das ist ein Geständniß, welches das Vorrecht hat, Sie aus Ihrer stoischen Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Das ist mir sehr lieb. Das was ich Ihnen darüber sage, hat den Zweck, Ihnen zu beweisen, daß ich ein vortreffliches Gemüth besitze und daß schon ein wenig Glück hinreichen würde, mich glücklich zu machen.«

»Die Bescheidenheit ist unglaublich.«

»Nicht wahr, es ist wunderbar, daß das Schicksal mir so hartnäckig dieses Geschenk verweigert.«

»Es ist ein ungeschickter Tölpel. Indessen man muß Philosoph sein. Begnügen wir uns mit dem, was er uns schickt! Meine Seele ist wie ein blühender Frühling, und ich weiß nicht warum ich mir einbilde, daß davon auch etwas auf Ihren Antheil kommen werde.«

»Mit dieser Prophezeiung bin ich einverstanden.«

»Nun sehen Sie, Sie lachen jetzt wie ein junges Mädchen, mit dem man vom Heiraten spricht — das ist schon etwas.«

So plaudernd erreichten die beiden Freunde endlich die Herberge »zum silbernen Kruge«.

Ein Mann stand auf der Straße, aufgepflanzt wie ein Pfahl und steif wie ein Storch, welcher nach der Spitze eines Kirchthurms schaute.«

An dieser Monolithentournüre erkannte man sofort den wackern Coq-Héron.

Hector trieb sein Pferd an und der tapfere Soldat kam ihm seinerseits einige Schritte entgegen.

»Wenn Sie etwa glauben, gnädiger Herr, daß die Aufträge, welche Sie den Leuten ertheilen, angenehm auszuführen sind, so irren Sie sich gewaltig!« rief Coq-Héron in schroffem Tone.

»Du bist doch nicht etwa verwundet, Alter?« entgegnete Hector, ohne auf die schlechte Laune des Soldaten zu achten.

»Wo soll ich denn bei den Vorsichtsmaßregeln, die Sie anwenden, zu einer Wunde kommen? Man schlägt sich, die Hiebe hageln nur so, und während das Fest im besten Zuge ist, beliebt es dem Herrn Marquis, mich zu allen Teufeln zu schicken.«

»Das ist allerdings nicht zart gehandelt,« sagte Paul Emil.

»Aber ich weiß nicht, warum Sie meinen Herrn beschuldigen? Wer sagt Ihnen denn, daß er, indem er mich fortschickte, nicht seine vollwichtigen Gründe dazu hatte?« entgegnete Coq-Héron zu Herrn von Fourquevaux gewendet.

»Na, na, mein alter Coq-Héron — keine unnützen Worte — die Umstände sind ernst,« sagte Hector. »Ich habe gethan, was ich thun mußte. Also antworte mir.«

Coq-Héron kannte Herrn von Chavailles hinreichend, um zu wissen, wann ohne lange Reden gehandelt werden mußte.

»Hier!« sagte er, wie ein Soldat der auf den Ruf seines Anführers antwortet.

»Ist die Schatulle an einen sichern Ort gebracht?« fragte Hector wieder.

»In ein Zimmer, zu welchem ich den Schlüssel habe.«

»Bist Du auch des Herbergswirthes sicher? Der gute Flamländer ist ein Mann, welcher mehr als ein Handwerk treibt.«

»Fürchten Sie nichts — er ist allerdings ein Schurke, aber ein feiger Schurke.«

»Nun, dann gleicht die Sache sich ja aus,« sagte Paul Emil kaltblütig.

»Ich zeigte ihm meinen Säbel und machte ihn darauf aufmerksam, daß derselbe sehr scharf und spitzig ist. Er verstand mich.« (ganz Dumas!)

»Nun dann führe mich.«

»Diese Schatulle liegt Ihnen sehr am Herzen,« sagte Herr von Fourquevaux.

»Parbleu! Ich habe mein Leben auf's Spiel gesetzt, um in ihren Besitz zu gelangen.«

»Sie sind ein Verschwender.«

»Meiner Treu ich glaube die Büchse der Pandora ist für mich bestimmt, und Sie wissen, daß auf dem Boden derselben die Hoffnung liegt.«

»Aber, gnädiger Herr, es gibt auch noch etwas Anderes,« sagte Coq-Héron, indem er Herrn von Chavailles am Aermel zupfte.

»Etwas Anderes! Und was denn?«

»Einen Brief.«

»An mich?«

»Das glaube ich nicht.«

»Nun, was geht er mich denn an?«

»Laß doch deinen Brief und eilen wir zu der Schatulle.«

»Noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Sie gehen allemal gleich durch, wenn man Ihnen etwas sagt — Sie können die Leute niemals ruhig anhören.«

»Sprich, aber fasse Dich kurz.«

»Erinnern Sie sich, Herr Marquis, noch jenes Handelsmannes, der Ihnen Aehnlichkeit mit dem Chevalier zu haben schien?«

»Ja.«

»So eben war er an der Herberge.«

»Und Du hast ihn nicht festgehalten?«

»Wie hätte ich das gekonnt? Ich war zu Fuße, er war zu Pferde. Er befand sich auf der Straße, ich oben in dem Zimmer.«

»Du hättest herunterspringen sollen!« rief Paul Emil.

»Er wäre fortgeritten und ich hätte das leere Nachsehen gehabt. Deshalb hielt ich mich hinter dem Fensterladen verborgen und horchte.«

»Und was hörtest Du?«

»Er rief den Wirth, der mit der Mütze in der Hand sogleich herbeigelaufen kam. — »Nimm dieses Billet,« sagte der Handelsmann zu ihm, »Du wirst es einem Manne übergeben, der es im Namen des Barons von Klein abholen wird. Hier ist eine Pistole für deine Mühe. Du kennst mich, also thue genau wie ich Dir sage!« Unser Wirth verneigte sich hierauf und der Handelsmann ritt weiter. Er war noch nicht dreißig Schritte weit, so hatte ich schon das nachfolgende Raisonnement angestellt: Mein Herr hat eine ganze Nacht damit zugebracht, die Conversation dieser beiden Han-

delsleute zu belauschen, von welchen der eine ein Baron ist, und dann hat er dem Prinzen Eugen eine Schlacht geliefert. Folglich müssen wichtige Interessen auf dem Spiele stehen. Wenn aber die Conversation dieser Handelsleute interessant ist, so kann es ihre Correspondenz nicht minder sein. Demzufolge werde ich den Brief in meine Hände zu bekommen suchen.«

»Das ist sehr gut gefolgert,« sagte Paul Emil.

»Nachdem ich in dieser Beziehung mit mir einig war, nahm ich eine Börse und ein Pistol und ging hinunter auf die Straße. Der Wirth stand noch da und drehte den Brief zwischen den Fingern herum. Ich glaube sogar, er lugte ein wenig hinein, indem er ihn an der Seite auseinanderbog.

»Der Neugierige!« sagte Paul Emil.

»Ich ging mit der Börse in der einen und mit dem Pistol in der andern Hand gerade auf ihn zu. »Sieh einmal diese beiden Gegenstände genau an,« sagte ich zu ihm, »und wähle. In dem einen ist Gold, in dem andern Blei. Ich verlange dafür von Dir weiter nichts als das Stückchen Papier, welches Du in deiner Tasche zu verbergen suchst.« Der Wirth zögerte.

»Wirklich?«

»Ja, es war die Aufregung, welche durch einen solchen Antrag allemal herbeigeführt wird.«

»So, so!«

»Die Börse tanzte vor seinen Augen und das Gold funkelte durch die seidenen Maschen.«

»Ein herrlicher Anblick!«

»Die Mündung des Pistols befand sich der Nase des

Herbergswirthes gegenüber. Er sah es an und griff nach der Börse.«

»Dadurch hat er bewiesen, daß er ein Mann von Verstand ist.«

»Und er übergab mir den Brief, um die Bedingungen des Vertrags zu erfüllen.«

»Man kann die Ehrlichkeit auf keiner Seite noch weiter treiben.«

»O, ich habe feste Grundsätze!«

»Hast Du aber auch den Brief?« frug Herr von Chevailles.

»Hier ist er.«

Hector nahm den Brief aus Coq-Héron's Händen und öffnete ihn. Er enthielt nichts weiter als folgende Worte:

»Meister Pierre Simon, Rue de l'Arbalete in der Herberge »zum König David«.

Hector drehte das Papier nach allen Richtungen herum; es stand weiter nichts darauf.

»Das ist ziemlich dunkel,« sagte Coq-Héron.

»Ja, aber es ist kurz und das ist schon etwas,« antwortete Paul Emil.

Plötzlich schlug Hector sich auf die Stirne, wie ein Mensch, dem plötzlich etwas einfällt.

»Ha!« rief er, »dieser Name Pierre Simon, diese Rue de l'Arbalete, diese Herberge »zum König David« — nichts von all' diesem ist mir unbekannt. Es ist die Adresse und der Name der geheimnißvollen Person, welche mir schrieb, indem sie sich mit dem Namen Christine schmückte.

»Ein Rabe, der sich mit den Federn der Grasmücke schmückt,« murmelte Herr von Fourquevaux.

»Ich habe Ihnen diese Geschichte erzählt — erinnern Sie sich noch derselben?«

»Ja wohl, vollkommen; behalten Sie den Brief — er wird uns dem Indiscreten die Ohren abschneiden helfen.«

»Sie haben Recht,« entgegnete Hector, »ich stecke die Adresse in die Tasche und werde gelegentlich dem Meister Pierre Simon wieder einen Besuch abstatten. Apropos,« fuhr er fort, nachdem er einige Schritte in der Richtung der Herberge gethan, »jetzt ist es ja Tag — hast Du vielleicht bemerkt, ob der Handelsmann Aehnlichkeit mit dem Chevalier hatte?«

»Mit seiner Stimme schien dies allerdings der Fall zu sein, aber nicht mit dem Gesichte.«

»Begeben wir uns zu der Schatulle und sehen wir, ob sie vielleicht deutlicher spricht, als dieses Billet.«

Als man die Herberge »zum silbernen Kruge« erreichte, hielt Paul Emil Herrn von Chavailles, als dieser sich anschickte die Treppe hinaufzugehen, zurück

»Ich fühle hier eine entsetzliche Leere,« sagte er, indem er die Hand auf die Brust legte. »Ich glaube, sie rührt von der heftigen Leibesbewegung her, die ich, Dank Ihnen, seit diesem Morgen gehabt habe. Wenn Sie erlauben, werde ich, während Sie da oben hinaufgehen, einen Gang in die Küche thun und wenn Sie wieder herunterkommen, sollen Sie das Frühstück bereit finden.«

»Ja, thun Sie das,« sagte Hector lachend.

»O, von Ihnen weiß man, daß Sie das Materielle nicht schätzen. Ich dagegen besitze die Schwäche, einige Rück-

sicht auf meinen Leib, diese elende Hülle, wie die Philosophen sagen, zu nehmen.«

»Nun gut denn! Meine sterbliche Hülle wird bald wieder in der Nähe der Ihrigen sein und ihr Gesellschaft leisten.«

Paul Emil nahm Coq-Héron, dessen culinarisches Talent er bei mehr als einer Gelegenheit kennen gelernt, mit sich, und Herr von Chavailles eilte nach dem Zimmer, wo das kostbare Kästchen aufgehoben worden.

Er schloß sich sorgfältig ein und untersuchte es. Silberne Reife und Ecken, mit blanken Nägeln beschlagen, umgaben es von allen Seiten. Es war klein und zierlich wie ein Schmuckkästchen.

Hector hatte sich mit einem Meißel und einem Hammer versehen. Er setzte den Meißel in den Zwischenraum des Deckels, sprengte das Schloß auf und öffnete das Kästchen.

Es war zur Hälfte mit zusammengefalteten Papieren gefüllt, die, mit Bändern umgeben, mehrere getrennte Bündel ausmachten.

Herr von Chavailles nahm eines davon auf's Gerathewohl, band es auf und durchlief die Briefe und Notizen, welche es enthielt. Eine unglaubliche Gemüthsbewegung bemächtigte sich seiner bei dieser ernsten Lectüre.

Von diesem Bündel ging er zu einem zweiten, dann zu einem dritten über, welches aus in Chiffern geschriebenen Papieren bestand.

Einige Briefe, die sich in einer besonderen Abtheilung des Kästchens befanden, zogen sodann Hectors Aufmerksamkeit auf sich — er bemächtigte sich derselben und verschlang sie mit dem Blicke.

So wie er von einer Zeile zur andern kam, sah man ihn immer bleicher werden.

Als er mit dem Packete fertig war, hätte man glauben sollen, alles Blut sei aus seinem Antlitze entwichen.

Seine Stirne und seine Wangen besaßen die Weiße des Elfenbeins. Er schloß den Deckel des Kästchens wieder, trieb zwei Haspen in das Holz hinein, steckte den Riegel eines Vorlegeschlosses hindurch und verschloß es.

Die Stimme des Herrn von Fourquevaux, der seit fünf Minuten über seine Trägheit schalt, zwang ihn das Zimmer zu verlassen. Hector drehte den Schlüssel im Thürschloß zweimal um und ging hinunter.

»Da sind Sie endlich!« rief Paul Emil, der am Fuße der Treppe stand, »ich glaubte, Sie würden niemals fertig werden.«

»In der That,« sagte Hector, der seine Unruhe zu verbergen suchte, »ich glaubte Sie in Ihren wichtigen Verrichtungen zu stören.«

»Ach lieber gar! Sagen Sie mir, sind die Papiere, welche Sie entdeckt haben, von großer Wichtigkeit?«

»So ziemlich,« antwortete Hector in gleichgiltigem Tone.

»Wohlan, wenn Sie Ihre Zeit nicht vergeudet haben, so habe ich die meinige auch nicht ungenützt gelassen. Kommen Sie schnell.«

Paul Emil führte Herrn von Chavailles in eine Laube und zeigte ihm einen gutbesetzten Tisch, auf welchem neben gebratenen Kaninchen eine Omelette mit Speck und gebratene Hühner dampften, während vier Flaschen Wein danebenstanden.

»Das ist die Frucht meiner Arbeiten,« sagte Paul Emil, stolz wie ein Triumphator. »Ich habe den Keller und den Hühnerhof geplündert und der wackere Coq-Héron hat die Aufgabe übernommen, die Kriegsgefangenen herzurichten.«

»Das ist ja flandrischer Wein!« rief Herr von Chavailles beim Anblicke der Flaschen.

»Er ist das Product eines Wunders, Sie sehen hier eine Nachahmung des von Moses verrichteten vor sich.«

»Erklären Sie mir dies,« sagte Hector, indem er sich setzte.

»Der Krug war gefüllt, aber die Flaschen waren leer und Sie wissen, daß ich eben so wie die Natur einen leeren Raum nicht dulden kann. Indem ich überall herumsuche, erspähe ich eine ehrwürdige Tonne, welche in der Ecke eines Holzstalles lag. »Es ist verdorbenes schlechtes Bier vom »Löwen,« sagte der Herbergswirth, der mir auf dem Fuße folgte.

»Ah, es ist schlechtes Bier,« sagte ich; »wohlan, dann will ich Euch davon befreien.« — Ich ziehe meinen Degen, ich schlage damit an die Tonne und sehet das Wunder, es kömmt Wein heraus. »Gewiß ist's, daß selbst der Stab des Propheten die Sache nicht besser hätte machen können. Der Herbergswirth zitterte an allen Gliedern. »Habt keine Furcht und danket mir,« sagte ich zu ihm. »Ich habe euer Bier in Wein verwandelt und nehme davon vier Flaschen für meine Mühe.«

»Und er willigte ein?«

»Das wollte ich meinen. Ich verstand mich dagegen dazu, ihm sein Geflügel zu bezahlen. Diese Handlungs-

weise rührte ihn, und seitdem er Goldstücke mit dem Bildnisse unseres Monarchen gesehen hat, ist er ein Mann, der mir ganz ergeben ist. Wünschen Sie, daß ich Trüffeln oder einen Fasan von ihm verlange? Er wird uns alles schaffen.«

Während Herr von Fourquevaux sprach und aß, ohne daß er über den Worten einen Bissen und über den Bissen ein Wort versäumte, kritzelte Hector einige Worte auf der Tischecke.

Als er fertig war, rief er Coq-Héron.

»Hier,« sagte er, »nimm dies, steige zu Pferde und reite nach Saint-Wast. Dort wirst Du nach Herrn von Lobrégat fragen und ihm diesen Brief zustellen.«

»Und dann?« fragte Coq-Héron.

»Parbleu! dann wirst Du wieder zurückkommen.«

»Ist das wieder eine Expedition?« rief Paul Emil.

»Vielleicht.«

Coq-Héron wollte Einwendungen machen, aber Hector erklärte, er werde den Brief selbst besorgen, und der Soldat machte sich sofort auf den Weg.

Als man beim Dessert war, warf Herr von Fourquevaux sich in das Gras nieder.

»Nun, wie steht es,« sagte er, »ist die Expedition, durch welche Sie meine Gedanken erheitert haben, eine ernste?«

»Eine sehr ernste.«

»Um so besser!« antwortete der junge Cavalier, indem er sich die Hände rieb.

»Es ist also wohl nicht gewiß, ob Sie sich mit dabei betheiligen?«

»Lassen Sie das nur gut sein. Sie wissen doch, daß

ich Ihnen überall hin folge, wäre es selbst in den Abgrund der Hölle.«

»O, so weit zu gehen, ist durchaus nicht meine Absicht.«

»Nun dann sagen Sie mir, wohin Sie sich zu begeben gedenken.«

»Nach Versailles.«

»Nach Versailles!« wiederholte Paul Emil, indem er sich erhob.

»Und noch heute werde ich mich dahin aufmachen.«

»Dann haben Sie also in dieser Nacht die Ermächtigung dazu erhalten?«

»Nein, durchaus nicht.«

Herr von Fourquevaux sah Herrn von Chavailles scharf an.

»Sie sind,« hob er wieder an, »nicht der Mann, der einen solchen Entschluß ohne ernste Beweggründe faßte. Welche Beweggründe haben Sie, sich nach Versailles zu begeben? Meine Freundschaft macht es mir zur Pflicht, Sie darnach zu fragen.«

»Beweggründe von solcher Wichtigkeit, daß ich keine Stunde zögern darf, zu Pferde zu steigen.«

»Ich errathe!« rief Paul Emil, sich auf die Stirne schlagend, »es ist das Kästchen.«

»Ganz richtig.«

»Aber können Sie das nicht hinschicken?«

»Ich sollte es aus den Händen geben? Selbst Coq-Héron würde ich es nicht anvertrauen!«

»Aber soeben erst sprachen Sie mit so nachlässiger Miene davon.«

»Ja, aber ich hatte noch nicht dinirt und Entschlüsse

von der Bedeutung wie die, welche ich Ihnen anvertraue, faßt man nicht mit leerem Magen.«

»Sehr richtig. Also dieses Kästchen enthält Papiere von hoher Wichtigkeit?«

»Von so hoher Wichtigkeit, daß ich vor Gott dafür verantwortlich bin. Ich würde sie vertheidigen wie ein Tiger seine Jungen und man könnte sie mir nur mit meinem Leben zugleich nehmen.«

»Wenn dem so ist, dann folge ich Ihnen.«

»Nun, so kommen Sie,« rief Herr von Chavailles, indem er Paul Emil die Hand drückte. »Sie werden vielleicht seltsame Dinge zu sehen bekommen.«

Coq-Héron, der im Galoppe fortgeritten war, kam im Galopp zurück.

»Herr von Lobrégat hat den Brief erhalten,« sagte er. »Er trug mir auf, Ihnen zu melden, daß er thun würde, was Sie von ihm verlangten, und daß Sie auf ihn rechnen könnten.«

»Gut, dann sattle unsere Pferde, ich werde das Kästchen holen.«

Hector ging in das Zimmer hinauf, wickelte das Kästchen in seinen Mantel, befestigte es auf der Kruppe dse Pferdes und schwang sich in den Sattel.

»Nun,« rief er, »nach Versailles!«

Vier Tage später pochte Herr von Chavailles an die Thüre der kleinen Wohnung, welche Herr von Riparfonds in dem Palast Ludwigs des Vierzehnten einnahm. Der Herzog warf sich, als er ihn erblickte, in seine Arme und führte ihn in ein abgelegenes Cabinet.

Was Herrn von Fourquevaux betraf, so hatte dieser

sich von Hector getrennt, um Cydalisen einen Besuch abzustatten.

»Was führt Sie zurück?« sagte Herr von Riparfonds zu Hector, als sie bei verschlossenen Thüren einander gegenüber saßen.

»Ehe ich Ihnen antworte, lassen Sie mich Sie fragen, wie hier meine Angelegenheiten stehen. Ihre Briefe sind allerdings schon sehr ausführlich, aber vielleicht wagen Sie noch nicht mir die ganze Wahrheit zu sagen.«

Herr von Riparfonds schüttelte den Kopf.

»Ihre Angelegenheiten stehen sehr schlecht,« entgegnete er. »Sie müssen hier im Dunklen einen unversöhnlichen und mächtigen Feind haben.«

»Das denke ich mir auch.«

»Alle meine Bemühungen, ihn zu entdecken, sind fruchtlos gewesen. — Zweifeln Sie nicht daran, er ist es gewesen, der Ihre Abreise veranlaßt hat, er hat Sie so lange in Flandern zurückgehalten; er hat die Minister und den König gegen Sie eingenommen.«

»Wie! Ludwig den Vierzehnten auch?«

»Man hat ein furchtbares Wort ausgesprochen, ein Wort, welches im Stande ist, weit angesehenere Männer als Sie ins Verderben zu stürzen und welches die höchsten Häupter beugt wie dünnes Schilf.«

»Und was ist das für ein Wort?«

»Man hat gesagt, Sie wären ein Jansenist!« Oho!!!

»Ich? Jansenius und seine Lehre sind mir ja so unbekannt wie der Dalai-Lama.«

»Ei, was kommt darauf an, ob Sie ein Jansenist sind? Man hat gesagt, Sie wären einer und das ist genug.«

»Wohlan, ich werde mit dem Könige sprechen.«

Herr von Riparfonds faßte Hector kräftig am Arme.

»Und wie wollen Sie bis zu ihm gelangen?« fragte er. »Wissen Sie nicht, daß nur Personen, die ganz wichtige Geschäfte mit ihm haben, ihn allein sprechen können?«

»Gerade ein solches Geschäft ist das, welches mich nach Versailles zurückführt.«

Hector öffnete das Kästchen, welches er bei seinem Eintreten auf einen Tisch gesetzt, und nahm ein Bündel Papiere heraus.

»Hierin steckt ein Staatsgeheimniß,« sagte er in ernstem Tone, »ein so furchtbares Geheimniß, daß ich mich scheue, davon Kenntniß zu haben. Verzeihen Sie mir daher, wenn ich es Ihnen nicht sage. Nehmen Sie und lesen Sie, meinem Gewissen nach aber glaube ich, daß nur der König es wissen darf.«

»Sie machen mich zittern,« sagte der Herzog. »Diese Geheimnisse sind gefährlich für Jeden, der sie weiß, und vielleicht wäre zu wünschen, daß dieses Kästchen nie in Ihre Gewalt gefallen wäre.«

»Ich habe es aus dem Zelte des Prinzen Eugen in Saint-Wast geholt. Es hat mir die Hälfte meiner Compagnie gekostet. Ich werde das Leben oder den Tod davon haben.«

»Also ist es Ihr unwiderruflicher Entschluß, mit dem Könige zu sprechen?«

»Morgen, wenn ich kann.«

»Das ist eine gefährliche Sache. Der König ist gegen Sie eingenommen — er ist auf Ihre Rückkehr nicht gefaßt

und er liebt es nicht, wenn man ihn nöthigt in sein Cabinet zu gehen.«

»Ich werde Allem trotzen.«

»Sie sind also fest entschlossen?«

»Fest.«

»Nun, dann gestatten Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben. Wenn es Ihnen gelingt, eine Unterredung mit dem Könige zu erlangen, so sprechen Sie fest mit ihm — Freimuth, Kraft, Unumwundenheit und Wärme der Sprache mißfallen ihm nicht. Er wird Sie nicht unterbrechen — dies ist durchaus nicht seine Gewohnheit. Setzen Sie ihm die Thatsachen klar auseinander, bezeigen Sie ihm mit der ganzen Ehrerbietung, die man einem gekrönten Haupte schuldig ist, die Anhänglichkeit, die Sie an seine Person haben; Schüchternheit, Verlegenheit, Zögern würden Sie ins Verderben stürzen — allzuviel Kühnheit und Eifer würden dasselbe Ergebniß herbeiführen. Sie haben daher einen Mittelweg einzuschlagen.«

»Ich werde es versuchen und Gott wird mir beistehen.«

»Morgen also? Aber nehmen Sie sich in Acht und wägen Sie Ihre Worte genau ab. Es handelt sich für Sie um Glück oder um Verbannung.«

Zweites Capitel.

Alles oder Nichts.

Am nächstfolgenden Tage mit der ersten Morgenröthe verließ Hector sein Bett.

Er hatte die ganze Nacht nicht schlafen können. Tau-

send Gedanken hatten seine Seele wach gehalten. Er fühlte wohl, daß er im Begriffe stand, einen Schritt zu thun, von welchem sein Schicksal abhing. Jenachdem der König ihn anhörte, je nachdem er ihm erlaubte, in Versailles zu verweilen, konnte er sein Herz wieder der Hoffnung und alle seine Sorgfalt der Aufsuchung von Christinens Spur zuwenden.

Wenn aber Ludwig der Vierzehnte unglücklicherweise, gegen ihn eingenommen, sich weigerte, ihn zu hören, und ihn nöthigte zur Armee zurückzukehren, dann blieb ihm weiter nichts übrig, als sich einer Batterie entgegenzuwerfen, um auf diese Weise den Tod zu finden.

Mit Sonnenaufgang verließ Hector das Haus und ging in den Park.

Die umfangreichen Rasenplätze, die majestätischen Alleen waren leer. Keine Damen waren zu sehen, welche mit ihren langen Atlasgewändern die breiten Marmorstufen gefegt hätten, kein Höfling zeigte sich auf dem glatten Sande der Terrassen.

Vor den offenstehenden Thüren sah man einige Gardisten mit der Muskete auf der Schulter, andere, die träumerisch und verschlafen da oder dort umhersaßen, und in den Blumenbeeten einige Gärtner mit dem Rechen oder der Hacke in der Hand.

Das Wasser der Cascaden plätscherte in den Bassins und die heiteren Strahlen des Morgens tanzten auf dem blanken Spiegel der Fischteiche.

Ein Volk von Göttern, und Göttinnen, welches in dem weiten Bereiche des Gartens umhergestreut war, ließ die

Weiße des Marmors aus dem tiefen Schatten der Gebüsche hervorblitzen.

Es war die Stunde, wo die Einsamkeit in dem Walde umherzuirren scheint.

Die Frische des Morgens und die Ruhe dieser Umgebung brachte auch in das unruhige Gemüth des Herrn von Chavailles wieder ein wenig Frieden. Er blieb am Rande einer Quelle stehen, deren flüchtige Wellen aus einem hohlen Felsen hervorquollen und munter über ihr Kiesbett hinweghüpften. Das Wasser schien, hell und durchsichtig wie Krystall, in der Felsenhöhle zu schlafen. Dann stürzte es sich plötzlich rauschend durch Gras und Kiesel, um nach den unbekannten Gegenden zu eilen, welche es anlockten.

War dies nicht ein Bild seines Lebens, welches in seinem Beginn so sanft und so friedlich gewesen, bis es später so bewegt und einer ihm unbekannten Zukunft entgegengetrieben ward? Hector folgte mit seinem Blicke dem Wasser und seufzte.

»Ich will es auch so machen,« sagte er, »und Gott führe mich.«

Als er in das Schloß zurückkam, war er fest entschlossen, Allem zu trotzen, müßte er auch aus dem Cabinet des Königs in die Bastille wandern.

Gewöhnlich geschah es bei dem Herauskommen aus der Messe und in dem Augenblicke, wo er bei Frau von Maintenon eintreten wollte, daß Ludwig der Vierzehnte den Herren, die ihn darum baten, Audienz ertheilte. Es handelte sich blos darum, zu dem Könige zu gelangen und ihn um die Ehre einer besonderen Unterredung zu bitten.

Dies war allerdings an und für sich sehr einfach, aber

Ludwig der Vierzehnte hatte bei diesen Gelegenheiten eine Art und Weise, die Leute anzusehen, welche selbst die Kühnsten in Verlegenheit brachte, und es bedurfte eines sehr dringenden Beweggrundes, ehe man wagte, sich diese Freiheit zu nehmen.

Als die Stunde geschlagen hatte, stellte Herr von Chavailles sich dicht an den Eingang der kleinen Gemächer des Königs. Herr von Riparfonds und Herr von Fourquevaux waren bei ihm. Er war so lange nicht am Hofe gewesen, daß viele Höflinge ihn nicht wieder erkannten. Die, welche ihn erkannten, ließen sich gleichwohl nichts davon merken, denn sie wußten, daß Herr von Chavailles in Ungnade gefallen war.

Das Herz pochte ihm gewaltig und er war ein wenig bleich.

Endlich erschien der König. Er kam ernst einhergeschritten, erwiederte alle Begrüßungen der dichtgedrängten Höflinge und blieb zuweilen stehen, um die Cavaliere anzuhören, welche mit ihm zu sprechen hatten.

Man sah ihm das Alter wohl im Gesichte an, seine Gestalt aber bewahrte noch die feste Haltung, die angeborne Majestät und die edle Anmuth seiner Jugend.

Hector sah den König an und schien die Schritte zu zählen, die ihn noch von der Thür seines Cabinets trennten.

»Sehen Sie, lieber Freund,« flüsterte Paul Emil dem Marquis in's Ohr, »ich liebe Sie sehr, ach, Gott ist mein Zeuge, wenn man mir die Wahl ließe, eine Batterie zu stürmen oder dem König in der Situation, in welcher Sie sich befinden, entgegenzutreten, so würde ich das Erstere ergreifen.«

Herr von Riparfonds drückte Hector schweigend die Hand und der König erschien vor ihnen mit etwas finsterer Stirn und seinem großen Stocke in der Hand.

»Sire,« sagte Herr von Chavailles sich verneigend »werden Eure Majestät sich herablassen, einem Ihrer treuesten Soldaten die Ehre einer Audienz zu bewilligen?«

Der König sah den Marquis scharf an und erkannte ihn.

Er runzelte ein wenig die Augenbrauen.

Herr von Fourquevaux, welcher discret einen Schrit zurückgetreten war, aber die beiden Sprechenden nicht aus den Augen verlor, stieß Herrn von Riparfonds mit dem Ellbogen.

»Sehen Sie, sehen Sie,« murmelte er, »ich frage Sie, ob diese Blicke nicht schlimmer sind als Kanonenkugeln?«

»Sie haben mit mir zu sprechen, mein Herr?« fragte der König mit lauter, heller Stimme.

»Ja, Sire,« antwortete Hector.

»Nun, so thun Sie es — ich höre Sie!«

»Das, was ich Ihrer Majestät zu sagen habe, erheischt das Geheimniß einer Unterredung unter vier Augen,« hob Hector mit Festigkeit wieder an.

Der König zögerte und stampfte mit der Spitze seines Stockes auf den Fußboden.

Es herrschte tiefes Schweigen um sie herum und diese kurzen Stöße hallten bis in den Hintergrund des Corridors.

Hector, der das Haupt geneigt, richtete sich auf und sah den König unverwandt an.

»Wohlan mein Herr, folgen Sie mir,« antwortete Ludwig der Vierzehnte, durch diese Hartnäckigkeit besiegt.

Er ging voran in sein Cabinet, wo Herr von Chavailles nach ihm eintrat.

Es geschah oft bei diesen Gelegenheiten, daß die Thüre offen blieb und daß die in der Gallerie weilenden Höflinge, wenn auch nicht hören, doch wenigstens sehen konnten.

Hector bemerkte, daß diese Thür nach dem Eintreten des Königs nicht geschlossen worden war. Er wagte dem Könige zu sagen, daß in dem gegenwärtigen Falle die geringste Vorsicht nicht überflüssig sein würde und daß er ihn deshalb bäte, Befehl zu ertheilen, daß das Cabinet nicht den Blicken Aller geöffnet bliebe.

Ludwig der Vierzehnte warf einen lebhaften Blick auf Herrn von Chavailles und rief, ohne zu antworten, einen Pagen, welcher die Thüre schloß.

»Nun sind wir allein und wie Sie gewollt haben, mein Herr — sprechen Sie,« sagte der König in kurzem Tone.

Er stellte sich vor einen Camin, stützte beide Hände auf seinen Stock und hielt die Augen Hector zugewendet.

»Sire,« sagte Herr von Chavailles, »ich habe die Armee von Flandern ohne Befehl verlassen. Ich habe sie verlassen, ohne erst den Obercommandanten oder den Minister um Erlaubniß dazu zu bitten.«

»Das ist eine schwere Verletzung der bestehenden Vorschriften und wenn Sie hart dafür gestraft werden, so werden Sie es verdienen, mein Herr; haben Sie mich blos deshalb genöthigt, in dieses Cabinet zu treten, um mich von Ihren Fehltritten zu unterrichten?« fragte der König.

»Es bot sich mir Gelegenheit, mich dem Dienste Ihre Majestät zu weihen. Ich zog nur meinen Eifer zu Rathe und reiste ab.«

»War es auch nöthig, daß Sie sich selbst auf den Weg machten?«

»Wenn es sich nur um mich gehandelt hätte, Sire, so wäre ich geblieben. Schon seit langer Zeit habe ich mein Leben zum Opfer gebracht und selbst der Wunsch, die Ursachen zu erfahren, welche mich vom Hofe entfernt halten, würde mich nicht bewogen haben, die Grenzen zu verlassen, welche von den Feinden Ihrer Majestät bedroht werden. Die Pflicht aber steht höher als der Gehorsam. Ich war der Ueberzeugung, daß meine Gegenwart in Versailles nützlich sein würde, und ohne zu zögern bin ich hierhergeeilt.«

»Nützlich, wem, mein Herr?«

Die Frage war bestimmt. Hector konnte sich durch ihre Beantwortung in's Verderben stürzen. Suchte er auszuweichen, so konnte dies derselbe Fall sein.

Deshalb entschloß er sich rasch, ließ sich auf ein Knie nieder, und sagte:

»Ihnen, Sire!«

Trotz seiner gewohnten Ruhe zuckte der König ein wenig zusammen.

»Mir?« sagte er, indem er den Kühnen betrachtete.

»Ja, Ihnen, Sire!« wiederholte Herr von Chavailles, »und wenn es ein Verbrechen ist, dem Triebe meines Herzens zu schnell gehorcht zu haben, so wird es immer in Ihrer Macht stehen, mich dafür zu strafen. Ich glaubte, ich müßte vor allen Dingen dahin eilen, wohin mein Pflichtgefühl mich riefe, und dann alle Folgen meiner Verwegenheit über mich ergehen lassen.«

Der König schwieg einige Secunden, während er die Augen fest auf die Hectors heftete, als ob er in seinen inner-

sten Gedanken lesen wollte. Dann machte er eine Geberde mit der Hand und sagte:

»Stehen Sie auf, mein Herr. Wenn Sie gesprochen haben, werde ich wissen, ob ich Sie strafen oder Ihnen danken soll.«

»Wohlan,« dachte Hector, »die Bresche wäre geschossen.«

»Sie sagten also,« hob der König wieder an, als Herr von Chavailles aufgestanden war, »Sie sagten, Sie hätten die Armee verlassen, um mir einen Dienst zu leisten?«

»Ja, Sire, aber wie die Parther sonst zu thun pflegten, habe ich noch vor meiner Abreise einen Pfeil abgeschossen, dessen der Prinz Eugen eingedenk sein wird.«

Bei dem Namen des Prinzen Eugen begannen die Augen des Königs zu funkeln.

Ludwig der Vierzehnte konnte nicht vergessen, daß er sich geweigert hatte, dem Sohne der Gräfin von Soissons, ein Regiment zu geben, während er deren an so viele andere Offiziere verschenkt hatte. Diese Weigerung hatte den Prinzen in's feindliche Lager getrieben, und da der König selbst daran Schuld war, so verzieh er es dem großen Feldherrn niemals. Nach dem Prinzen Wilhelm von Oranien war Prinz Eugen der furchtbarste Feind, welchen Ludwig der Vierzehnte jemals gehabt.

»Ha,« sagte er, »Sie haben also mit dem Prinzen Eugen zu thun gehabt?«

»Ich habe noch mehr gethan — ich habe ihn geschlagen.«

»Und Sie kommen, um mir dies zu melden?«

»Nein, Sire, die Pflicht eines Soldaten ist, sich zu schlagen. Sprechen mögen Andere für ihn, wenn sie wollen. Uebrigens handelte es sich hier auch nicht um eine Schlacht, sondern blos um ein Vorpostengefecht, bei welchem sich einige hundert Reiter betheiligten.«

Das Gesicht des Königs verdüsterte sich.

»Und es hätte,« beeilte Hector sich hinzuzusetzen, »nicht der Mühe verlohnt, Ihre Majestät wegen einer solchen Kleinigkeit zu belästigen, wenn nicht das Glück und mein Degen mich in den Besitz eines Kästchens gesetzt hätten, welches der Prinz Eugen um den Preis einer Armee zurückkaufen würde.«

»Was ist denn in diesem Kästchen?« fragte der König rasch.

»Papiere, Sire, die ich nur selbst und in Ihre eigenen Hände übergeben wollte, Sire.«

Hector fuhr mit der Hand in eine Tasche seines Kleides und zog ein Packet Briefe heraus, welche er auf einen Tisch legte.

»Hier sind sie, Sire. Ich habe keine Stunde versäumt und, ohne mir erst den Staub und das Blut des Kampfes abzuwischen, mich sofort auf den Weg nach Versailles gemacht.«

Der König löste das Band, welches die Briefe zusammenknüpfte, zog einige auf's Gerathewohl heraus und öffnete sie.

Die ersten, welche er durchflog, entfielen seinen Händen. Dieselbe Gemüthsbewegung, welche sich Hectors beim Lesen dieser Papiere bemächtigte, versetzte den König in noch lebhaftere Aufregung.

»Hier sind noch andere, die in Chiffern geschrieben sind,« sagte Hector, indem er Ludwig dem Vierzehnten noch einige andere Briefe vorlegte.

Der König ließ einen Secretär seines Cabinets benachrichtigen, und befahl ihm, die Gitter der kaiserlichen Correspondenz zu bringen. Als er sie hatte, legte er einige davon nach einander auf das Papier.

»Ich habe den Schlüssel!« sagte er.

Er las schweigend und legte den Brief auf einen Tisch. Dann nahm er einen andern und so fort bis zum letzten. Während er las, verfolgte Hector unbeweglich mit den Augen die verschiedenen Bewegungen, welche auf dem Antlitze des König einander folgten. Er sah hier nach der Reihe Entrüstung, Erstaunen, Schrecken, Entsetzen, Zorn.

Nachdem Ludwig XIV. genaue Kenntniß von dem ganzen Packet genommen, wendete er sich zu Herrn von Chavailles.

»Sie haben diese Briefe gelesen, mein Herr, nicht wahr?« fragte er.

»Ja, alle, jedoch mit Ausnahme derer, die mit Chiffern geschrieben sind,« antwortete Hector.

»Sind Sie der Einzige, der sie gelesen hat?« fuhr der König fort.

»Ja, Sire.«

»Schwören Sie mir das?«

»Ich schwöre es.«

»Solche Geheimnisse sind schwer zu tragen,« setzte der König hinzu, und sein Gesicht bewahrte noch die Spur tiefer Aufregung; »aber Sie sind Edelmann und ich werde mich Ihrer Ehre anvertrauen. Heben Sie die Hand auf,

mein Herr, und schwören Sie, daß Sie niemals etwas von dem, was Sie gelesen haben, offenbaren wollen — weder mündlich, noch schriftlich, noch auf irgend eine Weise, oder irgend Jemanden.«

Hector hob die Hand empor und leistete mit fester Stimme den Schwur, den der König von ihm verlangte.

»Ich empfange Ihren Schwur, mein Herr, und Ihre Soldatenehre bürgt mir dafür,« sagte Ludwig XIV.

Der König rief abermals einen Pagen herbei, ließ ein großes Feuer in dem Camine anzünden, verabschiedete den Pagen und warf dann das Packet Briefe in die Flammen.

»Was,« rief Herr von Chavailles, der nicht mehr Herr seiner Gemüthsbewegung war, »Sie verbrennen diese unwiderlegbaren Beweise der höllischsten Machination?«

Ludwig XIV. beobachtete Hector mit imponirendem, würdevollem Blicke.

»Ich verbrenne Sie, mein Herr, ja,« sagte er, »ich verbrenne sie, weil die königliche Majestät nicht beschmutzt werden darf. Ich respectire sie in mir, ich respectire sie auch in dem Hause Oesterreich.«

Diese Worte und die stolze Miene, von welchen sie begleitet waren, erfüllten Hectors Herz mit unaussprechlicher Unruhe. Ludwig XIV. erschien ihm größer, als er ihn jemals gesehen, und er begriff, indem er ihn hörte, den Einfluß, welchen er auf sein ganzes Jahrhundert ausgeübt.

Die letzten Blätter flammten in dem Camine und schon sah man nichts mehr als Häufchen schwarzen Zunders, in welchen rothe Funken hin- und herliefen, als der König die Augen wieder auf Hector richtete.

»Sie haben sich als wackerer Soldat und als loyaler Edelmann gezeigt,« sagte er. »Ich danke Ihnen dafür.«

Herr von Chavailles verneigte sich.

»Haben Sie mich vielleicht um eine Gnade zu bitten? Sprechen Sie, ich gewähre sie Ihnen,« hob der König wieder an.

»Die Ehre, Ihrer Majestät einen Dienst geleistet zu haben, ist für mich genügende Belohnung. Da Sie aber geruhen, mir eine Gnade anzubieten, die ich niemals gewagt haben würde zu verlangen, so erlauben Sie mir, Sire, Sie um die Gunst zu bitten, in Versailles bleiben zu dürfen.«

»Ist dies Alles, mein Herr?«

»Ja, alles.«

»Ihre Bescheidenheit ist eben so groß als Ihr Muth, mein Herr; bleiben Sie an unserm Hofe und bleiben Sie so lange Sie wollen.«

»Ich werde bleiben,« rief Herr von Chavailles mit Feuer, »bis zu dem Tage, wo ich Ihrer Majestät bewiesen haben werde, daß ich nicht der Mann bin, welcher die unwürdige Behandlung, die man mir zugefügt, verdient, ebensowenig als ich die Vergessenheit verdiene, in welcher man mich so lange Jahre versenkt hat.

»Aber, mein Herr, warum sind Sie Jansenist?« antwortete der König, durch Hectors Feuer selbst mit fortgerissen.

»Wenn ich es wäre, so würde ich es nicht läugnen, selbst wenn ich dadurch mein Leben gefährdete. Aber vor Gott, der mich hört, schwöre ich, Sire, daß mein Herz sich eben so wenig als mein Geist jemals mit einer Lehre be-

schäftigt hat, die ich nicht kenne. Ich bin geborener Katholik und wenn der Tod mich auf einem Schlachtfelde ereilt hätte, so hätte ich meinen Geist aufgegeben, indem ich das Kreuz meines Degens geküßt. Ich bete an und glaube, weiter aber weiß ich nichts.«

Die außerordentliche Wärme des jungen Mannes, die Kraft seiner Worte, sein lebhafter, freimüthiger Ton gefiel dem Könige.

»Es ist gut, mein Herr, es ist gut. Ich sehe gern den französischen Adel von solchen Gesinnungen beseelt, welche ihn vor der Irrlehre schützen, die der Unglaube des Jahrhunderts ausbrütet.«

»Mein Gott, mein König und mein Vaterland — dies ist mein Gesetz und mein Glaube,« hob Hector wieder an.

»Es ist dies das Gesetz und der Glaube eines jeden guten Edelmannes, aber wenn Sie Ihre Pflicht gethan haben, mein Herr, so habe ich noch nicht die meinige gethan. Ich muß Sie für Ihr würdiges und muthiges Verhalten belohnen.«

»Sire!«

»Lassen Sie mich nur machen, mein Herr. Ein Soldat, welcher handelt, wie Sie gethan haben, und von so guter Gesinnung beseelt ist, ist nicht geschaffen, Capitän zu bleiben — denn diesen Grad bekleiden Sie wohl jetzt?«

»Ja, Sire.«

»Und seit fünf Jahren?«

»Ja, Sire.«

»Wohlan, Herr von Chavailles, Sie sind Oberst.«

Hector wollte sich dem Könige zu Füßen werfen, aber dieser hielt ihn zurück.

»Gehen Sie, mein Herr, danken Sie mir nicht,« sagte Ludwig XIV., »es ist Ihr Lohn — Sie verdienen ihn.«

Hector verneigte sich tief und verließ langsam das Zimmer.

Die Herren von Riparfonds und Fourquevaux erwarteten ihn in der Gallerie.

Hector winkte ihnen, ihm zu folgen und alle Drei gingen hinunter auf die Terrasse des Schlosses. Während sie die Gemächer durchschritten, betrachtete der Schwarm der Höflinge, verwundert über eine so lange Unterredung mit dem König, der damit durchaus nicht sehr freigebig war, den Herrn von Chavailles mit neugieriger Miene und zugleich einem gewissen Grade von Eifersucht.

Herr von Riparfonds beobachtete seinen Cousin von der Seite, sagte aber nichts.

»Ihr Gesicht ist indiscret,« rief Herr von Fourquevaux, als sie sich endlich allein am Rande eines Teiches befanden. »Es spricht — doch, was sage ich? — es strahlt!«

»Erklären Sie sich, ich sterbe vor Ungeduld!« sagte Herr von Riparfonds.

»Mein Erfolg übersteigt alle meine Hoffnungen,« sagte Herr von Chavailles endlich.

»Ha, lassen Sie sich umarmen!« rief der Herzog plötzlich, seine Würde vergessend. »Sie glauben nicht, welch' eine ungeheure Last Sie mir da vom Herzen nehmen. Während Ihrer langen Unterredung mit dem Könige habe ich an nichts gedacht, als an die Bastille.«

»Ich bleibe in Versailles, und bin Oberst!« sagte Hector, seinen beiden Freunden die Hände drückend.

Paul Emil machte große Augen.

»Oberst!« rief er; »aber dann sind Sie ja ein wahrer Hexenmeister!«

Hector erzählte ihnen genau alle Einzelnheiten seiner Unterredung mit Ludwig XIV. Als er bis zu dem Augenblicke kam, wo der König die dem Prinzen Eugen geraubten Papiere in's Feuer geworfen hatte, konnte Herr von Fourquevaux den Ausdruck seines Enthusiasmus nicht mehr zurückhalten.

»Parbleu, er ist ein großer König! Er hat allerdings seine kleinen Fehler, aber ich kenne Niemanden, der das Gefühl der Majestät und den Respect vor der königlichen Würde weiter triebe,« rief er.

»Mein lieber Cousin,« sagte Herr von Riparfonds seinerseits, nachdem Herr von Chavailles mit seiner Erzählung fertig war, »wenn Sie dem Könige die Meinung, daß Sie Jansenist seien, haben benehmen können, so ist seine Gunst für Sie gewonnen und Sie können Anspruch auf Alles machen.«

»Ich mache auf nichts Anspruch als auf Christinen,« sagte Hector.

»Nun gut,« sagte Paul Emil, der sich vor Freuden nicht zu fassen wußte, »besprechen wir uns nun ein wenig über unsere Angelegenheiten. Ihre Compagnie überlassen Sie Herrn von Lobrégat und Flandern Herrn von Villars. Es rückt jetzt die Regenzeit heran und der Feldzug geht seinem Ende entgegen. Wir werden daher in Versailles bleiben, wo ich mir vornehme, Sie zu zwingen, sich ein wenig zu

amüsiren. Wir werden Alles mitmachen — alle Soupers, alle Jagden, alle Maskeraden, alle Bälle, alle Spiele der Welt werden für uns in Versailles beginnen und in Paris enden. Unser Aequator ist Marly. Keine Fackelpromenade darf stattfinden, ohne daß wir Zwei dabei seien. Bei Frau von Maine werden wir Komödie und bei der Frau Dauphine Landsknecht spielen. Ich werde Sie den Ehrenfräuleins von meiner Bekanntschaft vorstellen und wenn Herr von Riparfonds nicht ein zu großer Misanthrop ist, so werden wir ihn mit in unsere Gesellschaft aufnehmen.«

Der Herzog zuckte bei diesen Worten des Herrn von Fourquevaux blos die Achseln.

»Offen gesprochen,« fuhr Paul Emil fort, ohne auf die Geberde seines Freundes zu achten, »ich war mit Ludwig dem Vierzehnten nicht sehr zufrieden. Ich grollte sogar ein wenig mit ihm, daß er Sie so lange vergessen. Da er Sie aber zum Oberst ernannt hat, so verzeihe ich ihm und will mich ihm zu Ehren ein wenig aufheitern; schon morgen werde ich zu Cydalisen gehen, um ihr diese gute Nachricht und unsere Pläne mitzutheilen. Und sie wird uns behilflich sein, sie in Ausführung zu bringen. In Bezug auf nächtliche Unternehmungen und galante Expeditionen ist sie unübertrefflich.«

»Sind Sie von Sinnen?« rief der Herzog halb lachend, halb zürnend. »Sie sprechen mit einem Verliebten von galanten Expeditionen?«

»Soll ich lieber mit einem Einsiedler davon sprechen?« entgegnete Paul Emil. »Eben weil er verliebt ist, spreche ich mit ihm davon, die Liebe heilt man durch die Liebe. Similia similibus curantur, sagte Einer, ich weiß nicht gleich wer.«

Dieses schöne Citat machte der Conversation ein Ende. Die drei Cavaliere kehrten in das Schloß zurück und trafen sich im Laufe des Nachmittags in den Gemächern wieder, wo sie eine Menge Spieltische, die glänzendste Gesellschaft und die Prinzessinnen von Geblüt trafen.

Die lange Audienz, welche Herr von Chavailles bei dem Könige erlangt, hatte großes Aufsehen gemacht. Sie war das Ereigniß des Tages und man sprach überall davon.

Der König war mit heiterem Gesichte aus seinem Cabinet getreten. Aller Augen hatten sich befleißigt, in seinen Zügen zu lesen, und der freundliche Ausdruck derselben hatte die Gemüther sofort günstig gegen Herrn von Chavailles gestimmt, dessen unerwartete Rückkehr anfänglich so Viele in Erstaunen gesetzt hatte.

Von dem, was im Cabinete des Königs vorgegangen, hatte nichts verlautet und die Neugier der Höflinge war nicht im Stande, sich das plötzliche Wiedererscheinen eines Mannes zu erklären, den man für immer nach Flandern verbannt glaubte.

Diese Neugier aber ging in Bewunderung über, als der König mitten in einem Cirkel vornehmer Herren sich über den neuen Oberst in Worten ausgesprochen hatte, welche über die hohe Achtung, die er vor seinem Charakter hatte, keinen Zweifel übrig ließen.

Dieses öffentliche Zeugniß verrieth genugsam, daß die Unterredung in dem Cabinete auf das Gemüth des Königs einen glücklichen Eindruck gemacht hatte, und da die Meinung des Königs am Hofe die Norm aller Meinungen war,

so fand man mit einem Male, daß Herr von Chavailles, einer der vollendetsten Cavaliere des Königreiches war.

Kaum hatte er in dem Salon einige Schritte gethan, so beeilten sich die Höflinge von allen Seiten, ihm ihre Glückwünsche darzubringen. — 2 — 3 mal.

Hector konnte sich anfangs diese plötzliche Freundlichkeit nicht erklären, aber er hatte den Hof nun schon ein wenig kennen gelernt und setzte der Annäherung dieser Herren eine kalte Höflichkeit entgegen, welche selbst die Zudringlichsten in gemessener Entfernung hielt.

»Der König hat gesprochen,« sagte ihm Herr von Riparfonds in's Ohr.

Hector lächelte und ging vorüber.

In einer der Ecken des Salons war eine Anzahl junger Höflinge um einen Tisch versammelt, an welchem die Herzogin von Burgund spielte, welche seit Kurzem den Rang, den Titel und die Ehre einer Dauphine besaß.

Die vornehmsten und liebenswürdigsten Damen plauderten in ihrer Nähe. Das kokette Geräusch des Gelächters mischte sich mit dem Geklimper der Goldstücke, welche auf dem sammtenen Teppich hin- und herrollten.

Die Zeit war nicht so ausschließlich durch das Spiel in Anspruch genommen, daß nicht ein wenig für die Galanterie übriggeblieben wäre. Man sah viele Cavaliere sich über die Schultern der Hofdamen neigen, die sich hinter ihren Fächern versteckten, wenn aber der Blick des Königs im Vorübergehen diese Gruppen streifte, welche Jugend und Liebe mit einem Rausche erfüllte, dann verschleierten sich Aller Augen

und die Seelen erstarrten wie die durchsichtigen Fluten einer von dem eisigen Hauche des Winters getroffenen Quelle.

In dem Augenblicke, wo Herr von Chavailles sich dem strahlenden Cirkel näherte, der sich um die Dauphine herum drängte, öffnete sich die Thüre der Gallerie und die Herzogin von Berry trat ein.

Es war dies das erste Mal, daß Herr von Chavailles die Tochter des Herzogs von Orleans sah, die erst ganz kürzlich mit dem Enkel des Königs vermält worden.

Sie stand damals in dem ganzen Glanze der Jugendfrische. Sie besaß eine natürliche Grazie, welche ihre geringste Bewegung charakterisirte, einen stattlichen Wuchs und lebhaftes Mienenspiel.

Der Witz, den sie von ihrem Vater geerbt, funkelte aus ihren Augen; ein halbverhaltenes Lächeln umspielte ihren Mund, dessen ein wenig emporgezogene Winkel ihrer lebensvollen Physiognomie einen Reiz mehr verliehen.

Sie war beinahe noch ein Kind, aber ein Kind, welches die ganze Eleganz eines Weibes besaß, mit einer Raschheit des Blickes und einer Art, den Kopf zu tragen, zu gehen, zu grüßen, und mit einem Ausdruck des Blickes, der zum Nachdenken anregte, ohne daß man sagen konnte warum.

Sie gefiel, sie rührte, sie setzte in Erstaunen.

Hector sah sich ihr gerade gegenüber, als sie, von den Damen des Hauses gefolgt, in der Gallerie erschien. Er trat, sich verneigend, zwei oder drei Schritte zurück.

Sie wendete das Gesicht nach ihm, sah ihn an, verneigte sich anmuthig, sagte einige Worte zu einer Dame, die sich ihr genähert hatte, sah ihn nochmals an und ging an ihm vorüber.

Herr von Riparfonds nahm seinen Cousin beim Arm, führte ihn an die Stelle, wo die Prinzessin Platz genommen hatte, und stellte ihn hier vor.

»Ein Freund meines Vaters wird auch der meinige sein,« sagte sie, indem sie diese Worte mit einem Blicke begleitete, welcher Herrn von Chavailles glänzender erschien als ein Feuerstrahl.

»Sie gewähren mir den innigsten meiner Wünsche, so daß mir nichts mehr zu begehren übrig bleibt, Madame,« antwortete er.

»Nichts mehr?« hob sie mit freundlichem Lächeln wieder an; »wissen Sie das gewiß und kennen Sie eine Seele, die nichts begehrt?«

»Ich kenne deren, welche etwas wünschen, was sie nicht verlangen können, und dann ist dies eben so, als ob sie nicht wünschten.«

»Ich habe immer geglaubt, eine stolze und eines hohen Glücks würdige Seele könne alle Hindernisse überwinden — mögen sie bestehen, worin sie wollen.«

»Alle?« antwortete Hector mit der Miene des Zweifels.

»Ja, alle,« wiederholte die junge Prinzessin in lebhaftem Tone.

Eine Prinzessin des Hauses Lothringen kam, um die Herzogin von Berry zu begrüßen, und die Conversation hatte hiermit ein Ende.

Diese wenigen, rasch gewechselten Worte hatten aber dennoch auf Hectors Gemüth einen Eindruck gemacht, von welchem er sich vergebens Rechenschaft zu geben suchte. Neugier war es nicht, sondern etwas mehr. Er fühlte sich

zur Herzogin von Berry hingezogen und gleichzeitig fühlte er eine gewisse Entfremdung.

Eine ernste Unterredung mit einigen Generalen, die den Krieg in Flandern mitgemacht und woran auch der Dauphin sich betheiligte, lenkte seine Gedanken auf etwas Anderes.

Eine Stunde später führte der Zufall Hector zu der Herzogin von Berry zurück, als sie sich eben erhob.

Bei dieser Bewegung ließ sie ihren Fächer fallen. Hector bückte sich und hob ihn auf. Sie lächelte, als sie ihn aus seinen Händen empfing, dankte ihm und entfernte sich, indem sie sich noch mehrmals nach ihm umsah.

(2-3 mal

Drittes Capitel.

Das Glas Wasser. von Scribe.

Ueberzeugt, daß er nun lange und unter angenehmen Verhältnissen in Versailles verweilen würde, richtete Hector sich ein, um seine besten, während der Dauer seiner Entfernung abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Er unterrichtete daher Herrn von Riparfonds von seinem Wunsche, sich in das Palais-Royal zu dem Herzoge von Orleans zu begeben.

»Sie kommen meinem Vorschlage zuvor,« antwortete ihm Herr von Riparfonds. »Wenn Sie wollen, werden wir schon heute abreisen. Ihr Eifer wird, wie ich überzeugt bin, dem Prinzen gefallen und ihm beweisen, daß Sie auf seine Freundschaft großes Gewicht legen.«

Diese Unterredung fand am Tage nach dem statt, wo Herr von Chavailles der Herzogin von Berry vorgestellt worden. Die beiden Herren reisten beinahe noch zur selben

Stunde nach Paris ab und ließen sich bei dem Herzoge anmelden.

Der Empfang bei demselben war so, wie Herr von Chavailles ihn wünschen konnte.

Der Prinz befand sich im Hintergrunde eines abgelegenen Cabinets, wo er sich einzuschließen pflegte, wenn er arbeiten wollte, und in welches nur seine intimsten Freunde Zutritt erhielten.

Ein großer Tisch, mit Büchern bedeckt, nahm die Mitte dieses Cabinetes ein, dessen Wände hinter einer Menge Brettgestellen verschwanden, die mit kostbaren und reichgebundenen Büchern angefüllt waren.

Herr von Riparfonds nahm von dem Tische den Band, welchen der Herzog von Orleans soeben darauf geworfen, und öffnete ihn. Er durchblätterte ihn mit zerstreuter Miene, verzog verächtlich den Mund, zuckte die Achseln und schob den Band wieder von sich.

»Eine hübsche Beschäftigung!« sagte er.

Der Herzog von Orleans, der von den Bewegungen des Herrn von Riparfonds keine einzige verloren, lächelte, hob das Buch auf und verschloß es sorgfältig in ein besonderes Behältniß, welches sich gerade über dem Tische befand.

»Wird denn,« hob Herr von Riparfonds an, »Ihr Geist stets die Beute solcher Tändeleien sein?«

»Nennen Sie es Tändeleien, wenn Sie wollen, aber diese Tändeleien sind nicht dumm,« entgegnete der Prinz. »Es war ein Band von Arnaud von Villeneuve.«

»Ich kenne nicht diesen Arnaud von Villeneuve, den Sie für ein wunderbares Genie zu halten scheinen, aber ich wollte darauf wetten, daß alle seine Schriften ein Sammel-

furium von Extravaganzen und Verirrungen sind. Würden Sie es wohl glauben,« setzte Herr von Riparfonds zu Herrn von Chavailles gewendet hinzu, »daß dieser tapfere, unterrichtete, kenntnißreiche Prinz den größten Theil seiner Zeit damit zubringt, daß er sich mit sogenannten geheimen Wissenschaften beschäftigt und daß sein innigster Wunsch ist, den Teufel zu sehen? Es gibt keine räthselhafte Scharteke, die er sich nicht bemühte zu entziffern, kein thörichtes Experiment, welches er nicht versuchte, keine satanische Formel, die er nicht lernte, und wenn er Ihnen träumerisch erscheint, so können Sie versichert sein, daß er eben ein verdächtiges Citirungsproject im Kopfe hat. Schlagen Sie ihm vor, einen Besuch bei Beelzebub abzustatten und er wird Ihnen folgen bis ans Ende der Welt.«

Hector konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und wendete sich zu dem Prinzen, welcher Herrn von Riparfonds ruhig anhörte.

»Immer machen Sie Ihrem Herzen Luft,« sagte der Prinz, »und schonen Sie mich nicht. Ich mache blos Anspruch darauf, Sie zu überzeugen.«

»Mich!« rief Herr von Riparfonds.

»Ja, Sie, und zwar schon heute Abend.«

»Zu welchem Dämon und in welche Grotte gedenken Sie sich denn zu begeben?«

»Es handelt sich weder um eine Grotte noch um einen Dämon, obschon ich Frau von Argenton stark im Verdacht habe, daß sie mit dem großen Teufel der Hölle in einem gewissen Grad von Verwandtschaft steht.

»Also zu Frau von Argenton gedenken Sie mich zu führen?«

»Ja und zwar augenblicklich, wenn es Ihnen beliebt.«

»Und dort soll meine Bekehrung stattfinden?«

»Allerdings.«

Herr von Riparfonds stampfte mit dem Fuße.

»In der That, Monseigneur, Sie scheinen von meinen Ueberzeugungen und von meinem Verstande keinen hohen Begriff zu haben.«

»Es wird Ihre Ueberzeugung vergehen wie diese Prise Staub, welche davonfliegt,« entgegnete der Prinz, indem er aus dem Sandfasse einige Körner nahm und in die Luft warf.

»Eilen wir denn!« rief Herr von Riparfonds, »ich bin sehr begierig, diesem Wunder beizuwohnen.«

»Aber Herr von Chavailles spricht ja kein Wort,« antwortete der Herzog, indem er sich zu Hector wandte; »ist er dafür oder ist er dagegen?«

»Ich bin weder das Eine noch das Andere, Monseigneur,« sagte Hector, »ich warte.«

»Und Sie werden antworten, wenn Sie werden gesehen haben?«

»Ja wohl.«

»Nun dann bin ich Ihrer sicher. Man kennt Ihre Beziehungen zu den Zigeunerinnen und von den Zigeunerinnen bis zu den Zauberern ist es gar nicht mehr weit.«

Herr von Chavailles lächelte bei dieser Erinnerung an sein abenteuerndes Leben, denn das Ergebniß seiner Unterredung mit dem König hatte seine eiteln und geheimen Befürchtungen wenn auch nicht zerstreut, doch wenigstens vermindert.

»Was den ungläubigen Thomas hier betrifft,« hob

der Herzog wieder an, indem er den Arm des Herrn von Riparfonds mit dem Finger berührte, »so wird man seine Ungläubigkeit mit einem einzigen Worte umstürzen.«

Der Prinz ließ einen Wagen vorfahren und führte die Herren von Chavailles und Riparfonds zu Frau von Argenton, die sehr erfreut war, ihren ehemaligen Gast von Grenoble wieder zu sehen.

Der Herzog von Orleans war außer sich vor Freuden in der Erwartung dessen, was man ihm versprochen; Guy hatte das mürrische finstere Aussehen eines Menschen, den man nöthigt, eine Dummheit zu begehen, und Frau von Argenton ging mit der ganzen Heiterkeit und Lebendigkeit einer Frau, deren Neugier rege gemacht ist, zwischen ihrem Sessel und der Eingangsthür hin und her, gerade wie ein Vogel, der bei den ersten schönen Tagen von Zweig zu Zweig hüpft.

Es war Niemand weiter bei ihr, als ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren, welches in einer Ecke spielte.

Guy sah sich im ganzen Zimmer um.

»Wo ist denn der Zauberer?« fragte er.

»Er wird sogleich kommen; gedulden Sie sich nur,« antwortete die Gräfin.

»Und der Zauberkessel, die Todtenköpfe, die traditionellen Kröten und Schlangen, die Katze seiner Herren Collegen? Von alledem sehe ich ja nichts — das Programm ist ein ganz mangelhaftes.«

»O, das haben wir alles abgeändert. Mein Zauberer ist ein Zauberer, wie man deren bis jetzt noch keinen gesehen. Er hat die Wissenschaft weiter gebracht.«

»Das heißt der Taschenspieler hat den Becher vertauscht. Während wir auf den Herrn warten, haben wir wenigstens seinen Dolmetscher hier,« setzte der Herzog von Orleans hinzu, indem er auf das kleine Mädchen zeigte.

»Dieses Kind?« rief Hector.

»Ja wohl. Bei der Zauberei wie im Himmelreiche bedarf man der Armen an Geist,« sagte die Gräfin. »Unser Magiker hat mir dringend empfohlen unter allen meinen Frauen die unschuldigste, die naivste zu wählen.«

»Mit einem Worte eine Jungfrau von Orleans,« sagte der Prinz.

»Und wenn ich gewissenhaft sein will,« hob die Gräfin lachend wieder an, »so glaube ich, daß nur diese Kleine diese Stelle vertreten kann.«

Das kleine Mädchen vertrieb sich die Zeit damit, daß sie in ihrem Winkel eine Puppe aus- und ankleidete, und schien keine Ahnung davon zu haben, daß man sich mit ihr beschäftigte.

»Worin bestehen denn ihre Functionen?« fragte der Prinz.

In diesem Augenblicke ward leise an die Thüre gepocht. Ein Mann trat ein.

»Er ist es,« sagte die Gräfin Hector ins Ohr.

Der Eintretende war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, ein wenig hager, mit ernstem Gesichte, aber den lebhaftesten Augen von der Welt.

Sein Bein war schön geformt und seine Hand weiß und klein wie die einer Frau.

Aller Blicke hatten sich auf ihn gerichtet.

Er verneigte sich vor der Gesellschaft mit vollkommener

Anmuth und rief die Kleine herbei, welche er zwischen die Knie nahm.

Die vier Personen, welche im Zimmer waren, betrachteten ihn aufmerksam und Niemand wagte, ihn in seiner stummen Betrachtung zu unterbrechen.

Die Kleine antwortete ein wenig erröthend und verlegen auf alle Fragen des Mannes, den man übereingekommen war, den Zauberer zu nennen, und während sie sprach, fuhr er ihr mit seinen Fingern über das Haar, die Schultern, die Hände, gerade wie ein Musiker, welcher die Tasten eines Claviers berührt.

Die Kleine achtete nicht darauf, sondern betrachtete das Uhrgehänge an der Weste des Zauberers.

„Das Mädchen ist nun geschickt — Sie werden sehen," sagte der Zauberer.

Bei diesem prophetischen Worte runzelte Herr von Riparfonds die Stirne nnd waffnete sich im Geiste gegen jede mögliche Gaukelei.

Man näherte sich einem Tische in der Mitte des Zimmers und setzte ein Glas Wasser darauf. Der Zauberer führte die Kleine vor den Tisch, nahm das Glas, ließ sie es berühren, tauchte leicht seinen Finger hinein, hob es empor, schwenkte es hin und her und goß dann einen Tropfen von einer Flüssigkeit hinein, die sich in einem kleinen goldenen Fläschchen befand. Das Wasser kam in eine kurze wallende Bewegung, aber ohne daß seine Durchsichtigkeit getrübt worden wäre.

Dann setzte er das Glas wieder auf den Tisch.

Die vier Zuschauer dieses Auftrittes waren allen Einzelnheiten desselben gefolgt, ohne ein Wort zu sprechen.

Herr von Riparfonds verzog den Mund und der Herzog von Orleans rieb sich die Hände — 2–3 mal.

Frau von Argenton hielt den Athem an.

Hector, der Alles beobachtete, blieb ganz ruhig.

Als das Wasser seine anfängliche Unbeweglichkeit wieder erlangt hatte, fuhr der Zauberer der Kleinen, welche sehr bleich und ungewöhnlich ernst geworden war, mit der Hand über die Augen.

»Wenn man Dich fragt, so wirst Du in dieses Glas sehen,« sagte er, »und sagen, was Du darin siehst, ohne etwas zu verschweigen.«

»Ja,« antwortete die Kleine mit einer Stimme, welche klang wie Gold, so daß Frau von Argenton betroffen zusammenzuckte.

»Liest sie in der Zukunft oder sieht sie blos in die Vergangenheit?« fragte Herr von Riparfonds mit immer noch ungläubiger Miene.

»Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind für sie nur ein Spiel,« hob der Zauberer wieder an.

»Was sie nicht weiß, erräth sie also wohl?« entgegnete der Herzog.

»Sie fühlt es. Sie hat jetzt keinen Körper mehr; sie ist eine Seele, welche sich in dem Raume frei bewegt und die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht sieht.«

»Lassen Sie doch diese Fragen, Sie ungläubiger Geist, und gehen wir zu dem Experimente über,« sagte der Herzog von Orleans.

Es trat tiefes Schweigen ein.

Nach einer Weile näherte sich der Prinz dem Tische und sagte:

»Wohlan, da Niemand anfängt, so werde ich sprechen.«

Er sammelte sich einen Augenblick und hob dann laut wieder an:

»Was wird bei dem Tode des Königs geschehen und welche Personen werden bei Sr. Majestät sein?« fragte er.

Alle Anwesenden stutzten bei dieser Frage, die Kleine aber schaute, ohne bewegt zu erscheinen, auf den Boden des Glases.

»Ich sehe ihn,« sagte sie; »er liegt in seinem Bette.«

»Wo?« fragte Frau von Argenton.

»In Versailles.«

Die Kleine war niemals in Versailles gewesen. Ueberzeugt, daß sie das Gemach des Königs nicht kannte, fragte sie der Herzog über die innere Einrichtung dieses Zimmers, über die darin vorhandenen Geräthschaften und nach allen Einzelnheiten, die ihm die Ueberzeugung geben konnten, daß sie deutlich sah, wovon sie sprach.

Die Kleine beantwortete alle Fragen mit vollkommener Klarheit, und bezeichnete den Platz, an welchem das große Bett des Königs stand, den Himmel oben darüber, das Geländer, welches es von dem übrigen Theile des Zimmers trennte, den mit Sammet überzogenen Betschemel in der Nähe des Bettes, den Tisch, wo der König mit seinen Räthen zu sitzen pflegte, die Fenster dem Bette gegenüber, die Sessel mit den Gobelinteppichen — kurz, sie vergaß nichts und beschrieb die Dinge, als ob sie dieselben in einem unsichtbaren Spiegel deutlich vor sich sähe.

Der Herzog von Riparfonds konnte eine Geberde des Erstaunens nicht unterdrücken.

Die Kleine antwortete, die Augen fortwährend auf das Glas geheftet, deutlich und ohne zu zögern.

»Wer ist bei dem Könige?« fragte der Prinz.

»Viele Leute. Es herrscht große Bewegung um das Bett herum. Man geht, man kommt, man drängt sich.«

»Kannst Du die Personen, welche Du siehst, näher bezeichnen?«

»Ja.«

»Wohlan, dann beschreibe mir ihre Züge, ihre Kleidung, und was Du sonst an ihnen bemerken wirst.«

»Sehr gerne.«

Die Kleine neigte sich ein wenig über das Glas und sah aufmerksam hinein. Ihre Augen schienen größer zu werden.

»Welch ein Schauspiel!« sagte sie. »Ich sehe eine alte Dame — sie ist sehr sauber, aber einfach gekleidet. Sie muß einmal sehr schön gewesen sein. Ihre Gestalt ist edel. Sie befindet sich bei dem Könige zu Häupten des Bettes.«

»Das ist Frau von Maintenon,« sagte der Herzog von Orleans leise.

»Auf der anderen Seite steht eine schöne Frau von herrlicher Gesichtsfarbe mit einer großen Nase. Sie hat eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem Könige.«

»Das ist meine Frau,« sagte der Herzog.

»Neben ihr stehen zwei andere kleinere Damen in großer Toilette.«

Sie beschrieb die Züge derselben näher, und Alle erkannten in ihnen sofort die Herzogin von Bourbon und die Prinzessin von Conti.

»Da hier sehe ich ein sonderbares Gesicht,« hob die

Kleine wieder an. »Es ist ein sehr häßlicher, schwarz gekleideter Mann mit einer großen Perrücke und lebhaften Augen.«

»Das ist Fagon, der erste Arzt des Königs,« sagte Frau von Argenton.

»Und,« hob die Kleine in die Hände klatschend, wieder an, »in einer Ecke des Zimmers sehe ich einen etwas dicken Herrn mit rothem Gesichte. Aber ich irre mich nicht! Sie sind es, Monseigneur!«

»Ich?« rief der Herzog.

»Ja,« antwortete die Kleine. »Sie plaudern mit einem andern Herrn, der kalt, zurückhaltend und bleich aussieht. Er hört Ihnen zu und betrachtet die Dame, welche neben dem Könige steht.«

»Das ist der Herzog von Maine.«

So schilderte die Kleine nach einander und ohne daß man sich in ihren Beschreibungen irren konnte, den Grafen von Toulouse mit seinen Kindern, die des Herzogs von Maine und des Prinzen von Conti, den ersten Kammerdiener des Königs, und dann rief sie plötzlich;

»Ha!« — sie erkannte nämlich die Herzogin von Ventadour, welche sie bei ihrer Verwandten, der Frau von Argenton, gesehen — »da steht am Fuße des Bettes Frau Ventadour, welche ein Kind in ihren Armen hält.«

»Ein Kind?« rief der Herzog von Orleans und Herr von Riparfonds gleichzeitig.

»Dieses Kind trägt ein blaues Ordensband. Es verneigt sich vor dem Könige, der es mit trauriger Miene betrachtet.«

Die Augen des Herzogs von Orleans wendeten sich

nach denen des Herrn von Riparfonds und beide blieben einige Minuten lang stumm.

»Aber,« hob endlich der Herzog wieder an, »siehst Du nicht noch andere Personen um den König oder in dem Zimmer umhergestreut?«

»Nein,« sagte die Kleine, in dem Glase suchend.

»Wie? Niemanden? Weder den Herzog von Burgund, noch den Herzog von Berry, noch die Dauphine, noch den Prinzen von Condé, noch den Herzog von Bourbon, noch den Prinzen von Conti?« setzte er hinzu, indem er alle diese Personen der Reihe nach beschrieb.

»Nein,« sagte die Kleine wieder.

Tiefe Ueberraschung malte sich in den Zügen des Herzogs von Orleans. Herr von Riparfonds schien, ernst und gesammelt, die Erklärung eines Räthsels zu suchen, dessen Lösung seine Intelligenz überstieg.

»Begreifen Sie etwas hiervon?« rief der Herzog von Orleans.

Herr von Riparfonds schüttelte den Kopf.

Die Kleine fuhr fort in das Glas zu schauen, wie ein Kind, welches zu seinem Vergnügen ein Gemälde betrachtet. Ihre Physiognomie verrieth die lebhafteste Neugier und gleichzeitig die freimüthigste Unschuld.

»Nein, nein; sie lügt nicht!« sagte Herr von Riparfonds mit halber Stimme.

»Wohlan, was sagen Sie dazu?« rief der Herzog von Orleans; »wo sind gegenwärtig Ihre Ueberzeugungen und jener stolze Verstand, der sich darin gefiel, die Geheimnisse der verborgenen Wissenschaften zu läugnen? Beugen Sie sich endlich, stolzer Sicamber?«

»Bei Gott ist kein Ding unmöglich,« entgegnete Herr von Riparfonds kalt. »Wenn es ihm gefällt, die Klugheit eines Menschen durch den Mund eines Kindes zu demüthigen, so bete ich an und schweige.«

Hector drückte die Hand seines Freundes. Er hatte während dieses ganzen Auftrittes nichts gesagt, aber sein für das Wunderbare empfängliches Gemüth war betroffen von dem, was er gehört hatte.

»Apropos,« hob der Herzog von Orleans wieder an, »kannst Du mir sagen, mein Kind, zu welcher Zeit wir sehen werden, was Du schon jetzt siehst?«

Ein Schauer durchrieselte die Versammlung und Alle hielten den Athem an, um die Antwort besser zu hören.

Die Kleine aber machte mit dem Kopfe langsam eine Geberde der Verneinung.

»Sie kann es nicht,« sagte der Zauberer; »die Dinge erscheinen auf der Fläche des Wassers wie gemalte Gegenstände auf einer Leinwand. Mögen die Ereignisse, welche sie darstellen, der Geschichte der Vergangenheit oder der Zukunft angehören, so ist die Leinwand für sie dieselbe. Sie hat kein Ende, sie hat kein Datum.«

Der Zauberer fuhr mit der Hand über die Stirne des Mädchens, welches die Augen aufschlug und sich mit erstaunter Miene umsah. Die ihr zugewendete Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung machte sie erröthen. Sie zog sich ein wenig verlegen zurück, hob ihre Puppe auf und verschwand hinter einem Vorhange.

Der Zauberer nahm das Glas und schob den Tisch zurück.

»Der König allein und von allen seinen Enkeln in ge-

rader Linie nur ein Kind!« murmelte der Herzog von Orleans, in tiefes Nachdenken versunken.

Hector erinnerte sich der Unterredung der beiden Handelsleute und dachte unwillkürlich daran.

Als die Kleine wieder zu ihrem Zeitvertreibe zurückgekehrt war, näherte der Zauberer sich dem Prinzen.

»Ist dies Alles und haben Sie mich nichts mehr zu fragen?« sagte er.

»Nein,« antwortete der Prinz, indem er den Zauberer mit festem Blicke betrachtete. »Nein, es ist nicht Alles, aber werden Sie mir das, was ich wissen will, auch sagen können?«

»Reden Sie ohne Furcht — wer zu wollen wagt, kann alles.«

»Wohlan, dann zeigen Sie mich mir selbst, so wie ich nach dem Tode des Königs sein werde.«

Der Zauberer heftete seine durchdringenden Blicke auf den Prinzen.

»Werden Sie sich nicht fürchten?« fragte er.

»O nein,« entgegnete der Herzog von Orleans; »ich habe mich nicht vor den Kanonenkugeln bei Neerwinden gefürchtet. Selbst der Teufel könnte mich nicht schrecken und wenn er meine Züge annähme.«

»Ich werde Ihnen gehorchen,« sagte der Zauberer sich verneigend.

Er näherte sich den Wachskerzen, welche auf einigen Armleuchtern brannten, und blies darauf.

»Wie, kein Licht?« rief die Gräfin sich erhebend.

»Wir brauchen keines,« antwortete der Zauberer.

Frau von Argenton schauderte und faßte den Prinzen beim Arme.

»Ach,« sagte sie, »ich fürchte mich und Sie sollten nicht auf dergleichen Ideen kommen.«

»Ja, da haben Sie wohl Recht,« antwortete der Prinz »Ich habe aber einmal angefangen und muß die Sache nun auch durchführen.«

Das Dunkel, welches in dem Zimmer herrschte, war in Folge eines Lichtscheins, der durch die Glasthüren fiel, und einiger Feuerbrände, die noch in dem Camine flackerten, nicht so dicht, daß man nicht alle Bewegungen des Zauberers hätte unterscheiden können.

Er hatte sich vor einen Theil der Wand gestellt, an welchem kein Gemälde hing.

Man sah ihn die Arme emporheben, an der Wand ausbreiten und diese dann mit einigen Tropfen desselben Wassers benetzen, welches er schon aus dem kleinen goldenen Fläschchen gegossen.

Dann sprach er leise und in einer unbekannten Sprache einige Worte, welche in seinem Munde den sanften Rhythmus eines Gesanges hatten, zeichnete mit der Spitze seines Zeigefingers unbestimmte, seltsame Linien auf die Tapete und blieb endlich mit den Armen gegen Himmel erhoben stehen, wie in alten Zeiten Josua, als er die Sonne stillstehen ließ.

Frau von Argenton athmete kaum.

Hector, Guy und der Herzog von Orleans waren aufmerksam auf das, was geschehen würde, und hielten ihre Blicke fest auf die Wand geheftet.

Eine Viertelstunde verstrich mitten unter tiefem Schwei-

gen. Jeder der Theilnehmer an dieser Scene fühlte sein Herz schlagen.

Plötzlich sah man die Wand weiß werden, als ob ein Licht mitten aus dem Steine hervorstrahlte. Dieses Strahlen verbreitete sich über die Tapete bis an den Rand und erfüllte das Zimmer mit einem flackernden Scheine, der alle Gegenstände in demselben sichtbar machte.

Von diesem geheimnißvollen Scheine überflutet, hatten Guy, Hector, der Herzog von Orleans und Frau von Argenton das leichenhafte Ansehen von vier Phantomen, die bleicher waren als die Statue des furchtbaren steinernen Gastes.

Der Herzog von Orleans schlang seinen Arm um die Gräfin, welche taumelte. Hector und Guy machten keine Bewegung. Sie schienen an ihren Plätzen festgewurzelt.

Als das Licht sich gleichmäßig über die ganze Fläche der Wand verbreitet hatte, begann ein Gesicht in dem durchsichtigen Scheine der phosphorescirenden Nacktheit sichtbar zu werden.

Die Linien desselben waren anfangs schwankend und unbestimmt, dann wurden sie allmälig deutlicher, bis man endlich das Gesicht eines Menschen erkannte.

Nachdem die Umrisse dieses Gesichtes feststanden, colorirte es sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, als ob die Hand eines unsichtbaren Malers den zartesten Pinsel über die Mauer hinweggeführt hätte.

Die Kleine, welche in ihrem Winkel sitzen geblieben war, stieß einen Schrei aus.

Das Bild des Herzogs von Orleans erschien in der Mitte dieser hellen Tapete mit ergreifender Wahrheit.

Der Prinz war stehend dargestellt und auf seinem Haupte funkelte eine Krone.

Herr von Riparfonds erhob sich. Der Zauberer faßte ihn kräftig am Arme.

»Keine Geberde, kein Wort, oder Alles verschwindet,« sagte er.

Das Bild des Herzogs von Orleans schien die Anwesenden alle mit festem Blicke zu betrachten.

Hector, Guy, Frau von Argenton und der Herzog von Orleans selbst hatten nur Augen für die Krone, die so stolz auf der Stirne der so plötzlich hervorgezauberten Gestalt saß.

Diese Krone war weder die Frankreichs, noch Spaniens, noch Englands, noch die kaiserliche. Sie hatte nur viel Reifen und nichts oben darüber, obschon sie geschlossen war. Sie bedeckte den ganzen Kopf.

Keiner der Zuschauer hatte eine ähnliche gesehen und ihre Erinnerung rief ihnen auch keine zurück, welche in der Wissenschaft der Heraldik mit dieser verglichen werden konnte.

Das Bildniß des Herzogs von Orleans blieb einige Minuten lang unbeweglich und hell, dann begann es langsam sich zu verwischen — Umrisse und Farbe verschmolzen in einander, die blendende Weiße der Mauer verdunkelte sich, und endlich verschwand Alles wie die bunten Farben eines Regenbogens, den die Wolken verschlingen.

Wieder herrschte Dunkel in dem Zimmer und die schwarze Wand stand vor den Augen der vier stummen Zuschauer.

»Eine Krone! Mir eine Krone!« sagte der Herzog von Orleans, immer noch die Stelle betrachtend, auf welcher soeben sein Bild verschwunden war.

Herr von Riparfonds, der ihn hörte, faßte ihn fest am Arme.

»Lassen Sie sich von dem Teufel nicht in Versuchung führen!« rief er.

Der Herzog von Orleans lächelte.

»Es ist mehr die Furcht als der Wunsch, welcher mich reden macht,« antwortete er. »Träg wie ich bin, glauben Sie, daß das Königshandwerk darnach angethan sei, mich zu verlocken?«

Während zwischen dem Herzog von Orleans und Herrn von Riparfonds diese Worte gewechselt wurden, näherte Hector sich dem Zauberer.

»Mein Herr,« sagte er zu ihm, »wenn man Sie wegen eines Gegenstandes befragen wollte, der für einen gewissen Cavalier von dem größten Interesse ist, wo könnte man Sie finden?«

»Rue Saint-André-des-Arcs; das Haus ist roth und klein; über der Thür ist ein Madonnenbild angebracht und ich heiße Lomellini.«

Viertes Capitel.

Das rothe Haus.

Sobald als Herr von Chavailles sich von Versailles entfernen konnte, ohne den Argwohn des Herrn von Riparfonds, dem er seinen Plan nicht vertrauen wollte, zu erwecken, machte er sich auf den Weg nach Paris in der Absicht, einen Besuch in dem Hause der Rue Saint-André-des-Arcs abzustatten.

Hector hatte in dieser Straße noch nicht fünfzig Schritte zurückgelegt, so sah er schon das kleine rothe Haus. Es war von Backsteinen erbaut und ein Weinstock überrankte die ganze Mauer.

Eine kleine Statue der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde in dem Arm, nach italienischer Manier bunt bemalt, stand in einer kleinen Nische über der Thür. Blumenvasen schmückten die Fenster, an welchen muntere Vögel in leichten Käfigen sangen.

Ueber eine ziemlich lange Mauer hinweg, welche das kleine rothe Haus von dem danebenstehenden trennte, sah man die grünen Gipfel einiger Bäume und Weinlauben.

Die Wohnung war ganz allerliebst und nichts von außen verrieth, daß sie einem Zauberer zum Aufenthalte diente, welcher Umgang mit dem Teufel pflog.

Eine geheime Scham hatte Herrn von Chavailles verhindert, Herrn von Riparfonds seine Schwäche zu gestehen. Er selbst konnte sich nicht das Gefühl erklären, welches ihn trieb, Lomellini einen Besuch abzustatten, aber er fühlte sich durch eine Kraft getrieben, die stärker war als sein Verstand.

Wie alle empfänglichen und lebhaften Naturen, ganz besonders wie alle verliebten Herzen, war auch Hector abergläubisch. Er hatte nicht aufgehört Christine zu lieben, seitdem ein seltsamer Zufall sie getrennt hatte. Er konnte das Schweigen, welches sie stets bewahrt, nicht begreifen und wollte nun eine geheimnißvolle Macht um die Erklärung einer unerklärlichen Thatsache befragen.

Hector hob einen kleinen messingenen Thürklopfer auf und pochte an.

Bei dem ersten Schlage öffnete sich die Thüre und ein kleines Mädchen, welches auf der Schwelle erschien, begrüßte ihn mit neugieriger Miene.

»Ist Signor Lomellini zu sprechen?« fragte Hector.

»Ihr Name, mein Herr?« frug die Kleine.

»Hector von Chavailles.«

»Treten Sie ein, mein Herr, mein Vater erwartet Sie.«

Die Kleine stieß die Thüre zurück und forderte Hector durch eine Geberde auf, ihr zu folgen.

Sie hob eine Tapete auf, welche die Hausflur in zwei Theile schied, schritt durch ein Gemach, in welchem man einige ziemlich schöne Gemälde sah, ging einige Stufen hinunter und führte Hector in einen Garten, an dessen Ende Signor Lomellini mit einem Buch in der Hand auf- und abspazierte.

Er trug einen sammtenen Schlafrock ohne Verzierungen und auf dem Kopfe eine Art Barret, nach Art derer, welche man bei einigen italienischen Porträts aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sieht.

Bei Hectors Annäherung klappte er sein Buch zu und verneigte sich freundlich und höflich.

»Ich wußte, daß Sie kommen würden,« sagte er lächelnd, »seien Sie mir willkommen.«

»Hat Ihre Wissenschaft Sie meine Ankunft voraussehen lassen?« frug Herr von Chavailles.

»O, es bedurfte keiner großen Zauberei, um zu errathen, daß Sie sehr bald an meine Thüre pochen werden. Wenn man jung ist und liebt —«

»Liebt! Was wissen Sie davon?«

»Nun, ist das in Ihrem Alter nicht stets der Fall? Welcher Gegenstand von so lebhaftem Interesse könnte Ihr Gemüth beschäftigen, wenn es nicht der Gedanke an eine Geliebte ist?«

»Ja, es ist wahr,« sagte Hector, »und eben dieser Geliebten wegen komme ich, um Sie um Rath zu fragen.«

»All mein Wissen steht Ihnen zu Befehl.«

In dem Augenblicke, wo Hector den Signor Lomellini über Christinens Schicksal befragen wollte, fühlte er sein Herz sich von einer unbeschreiblichen Bewegung erfüllen, an welcher auch die Furcht ihren Antheil hatte. Was sollte er hören? Und war der Zweifel nicht besser als die vielleicht grausame Gewißheit, welcher er entgegeneilte?

Der Italiener hatte sich an eine Linde gelehnt und wartete mit gekreuzten Armen. Seine durchbohrenden Augen wichen nicht von Hectors Gesicht, auf welchem sich der Kampf der verschiedenen Gefühle malte, welche sein Herz bewegten.

»Sie zögern?« sagte der Italiener.

Herr von Chavailles sah Lomellini an.

»Sie errathen, was in mir vorgeht,« sagte er. »Wohlan, ja, ich gestehe es — ich habe beinahe Furcht.«

»Es ist noch Zeit und Sie können nichts verlangen. Die Zukunft entschleiert alle Geheimnisse — die des Lebens und die des Herzens — wenn Sie vielleicht Verrath fürchten.«

»Verrath von Seiten Christinens? Niemals!« rief Herr von Chavailles, den Italiener unterbrechend.

Signor Lomellini lächelte.

»Sie sind vertrauensvoll, weil Sie jung sind,« sagte

er. »Wie viele Stolze habe ich nicht durch die unerbittliche Hand der Zeit demüthigen sehen!«

»Sie kennen Christine nicht,« antwortete Hector mit neuer Kraft.

»Aber was fürchten Sie denn, wenn Sie nicht Verrath fürchten?« hob der Zauberer wieder an.

»Mehr als dies und weniger als dies.«

»Den Tod?«

»Ja, den Tod.«

»Nun, so kommen Sie und Sie sollen erfahren, ob Ihre Geliebte noch am Leben ist oder todt.«

Signor Lomellini ging in eine Laube, die sich in der Mitte des Gartens befand, und rief die Kleine, welche einige Schritte von ihnen in der Sonne spielte. Flink wie ein Reh kam sie herbeigesprungen.

»Fassen Sie Linda's Hände,« sagte der Italiener zu Herrn von Chavailles, der ein wenig bleich geworden war.

»Gut; nun heften Sie Ihre Blicke auf die der Kleinen und denken Sie mit Kraft an die Person, welche Sie lieben.«

»Ich denke stets an sie,« antwortete Hector.

»Denken Sie an sie, wie ein Christ in seinem letzten Stündlein an Gott denkt.«

Dieses Wort machte Herrn von Chavailles schaudern. Er schwieg, und indem er die Kleine zwischen seine Knie drückte, erweckte er alle traurigen und süßen Erinnerungen, die in dem Grunde seines Herzens lebten.

Nach Verlauf von einigen Secunden zogen die Starrheit seines Blickes und die Concentrirung seines Gedankens gleichsam einen Schleier zwischen die Kleine und ihn.

Das Phantom seiner Träume trat an die Stelle der

Wirklichkeit und das lächelnde, lebensvolle Gesicht der Kleinen verschwand vor dem strahlenden Bildnisse des Fräuleins von Blettarins.

Während Herr von Chavailles unbeweglich dieses ätherische, schwebende, unsichtbare Antlitz betrachtete, welches die Macht seiner Liebe in dem leeren Raume hervorrief, fuhr der Italiener sanft mit den Händen über den Körper der Kleinen, deren zitternde Augenlider schlugen wie die Flügel eines Vogels.

Sie hob sie zum letzten Male, seufzte und schloß sie wieder, um sie nicht wieder zu öffnen.

Signor Lomellini faßte sie in seine Arme und legte sie auf eine kleine Rasenbank, die sich in der Laube befand.

Als sie unbeweglich war und den Mund geschlossen hatte, wie eine Schlafende, zog der Italiener aus seiner Tasche das goldene Fläschchen, welches Herr von Chavailles schon gesehen, entkorkte es und träufelte einige Tropfen der Flüssigkeit, welche es enthielt, auf Linda's Schläfe und Lippen.

»Siehst Du?« fragte er sie hierauf.

Linda bewegte die Lippen, aber ohne zu sprechen.

Lomellini legte die Hände auf sie und wiederholte mit stärkerer Stimme seine Frage.

»Ich sehe,« sagte die Kleine.

»Lebt sie?« sagte Herr von Chavailles, der fortwährend an Christine dachte.

Die Kleine schwieg. Ihr Gesicht besaß die starre Unbeweglichkeit eines Leichnams.

Furcht und Schrecken ergriff Hectors Herz, und er fühlte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat.

»Mein Gott,« hob Hector wieder an, indem er dem

Zauberer die Hand drückte, »Sie, der Sie die Macht besitzen, sie sprechen zu machen, fragen Sie sie.«

»Lebt sie?« wiederholte der Italiener.

Die Kleine bewegte sanft die Lippen. Hector, welcher den Athem anhielt, neigte sich über sie. Er hatte keinen Tropfen Blut mehr in den Adern.

»Sie lebt!« sagte sie endlich.

Hector hob die Hände zum Himmel empor. Er zitterte wie ein Espenlaub und die Thränen traten ihm in die Augen.

»Jetzt fahren Sie fort, sie zu befragen,« sagte er. »Ich muß wissen, ob ich hoffen kann, sie dereinst wiederzufinden.«

»Was macht sie?« fragte Lomellini, indem er Linda's Hand ergriff.

»Sie sitzt in einem großen Zimmer, welches durch ein Gitter in zwei gleiche Theile geschieden ist. Die Fenster dieses Zimmers gehen in's Freie. Im Hintergrunde hängt das Bild einer Kirche, und ein hölzernes Crucifix befindet sich über dem Gitter.«

»Was für ein Kleid trägt sie?«

»Ein Gewand von weißer Serge.«

»Ist sie allein?«

»Nein, ein Cavalier ist bei ihr.«

Bei diesen Worten zuckte Hector zusammen.

Auch Lomellini war ein wenig betroffen, doch faßte er sich sofort und hob wieder an:

»Wie sieht dieser Cavalier aus?«

»Er ist ziemlich groß, bleich, seine Augen sind grau, seine Hand ist weiß. Er trägt ein schwarzes Kleid und einen Degen mit stählernem Griffe.«

»Fragen Sie,« rief Herr von Chavailles, »ob dieser Cavalier nicht am Ringfinger der linken Hand einen Opal von Rubinen eingefaßt trägt?«

Der Italiener richtete die von Hector in diese Ausdrücke gefaßte Frage an die Schlafende.

»Ja,« antwortete sie.

»Das ist der Chevalier!« rief Herr von Chavailles, welcher Gelegenheit gehabt hatte, dieses Kleinod am Finger seines Feindes zu bemerken.

»Was macht sie?« fuhr Signor Lomellini fort.

»Sie hört diesem Cavaliere zu. Ihr Kopf ist auf die Brust geneigt, ihre Hände sind gefaltet und Thränen rinnen aus ihren Augen. Der Cavalier liest einen Brief.«

Hector erhob sich, von einer unaussprechlichen Bewegung erfüllt, und that einige Schritte aus der Laube hinaus.

Ein leichter Wind bewegte alle Blätter, alle Zweige, alle Grashalme, alle Blumen des Gartens. Die kleinen Vögel verfolgten einander unter den Ranken der Laube, und die Sonne überflutete mit ihren Strahlen die von Gezwitscher erfüllten Bäume und Lauben.

Eine neue Angst zerriß Hectors Herz.

Er glaubte nach dem, was er schon gelitten, nicht, daß ihm ein noch unbekannter Schmerz könnte aufgehoben sein, und der, welchen er jetzt litt, war der bitterste von allen.

Wie hatte dieser unbekannte Feind es angefangen, um sich gleich der Schlange bis zu Christinen zu schleichen, und was sagte er ihr, daß so viele Thränen seine Worte beant-

worteten? Warum war er allein bei ihr? Welches geheime Einverständniß verknüpfte sie?

Hector ließ seine Blicke um sich herumschweifen. Er hörte den Gesang der Vögel, er athmete den Blumenduft, aber diese Heiterkeit der gefühllosen Natur that ihm wehe. Er flüchtete sich in die öde Einsamkeit seines Herzens und kehrte wieder in die Laube zurück.«

»Ist dies Alles, was Sie zu wissen wünschen?« fragte Lomellini.

»Noch ein Wort. — Kann ich erfahren wo das Haus ist, welches Christine bewohnt?« fragte Herr von Chavailles.

»Es ist eine große Abtei,« antwortete die Kleine, nachdem ihr die Frage übermittelt worden. »Rings herum ist Wald. Man singt und die Glocke läutet.«

»Sage mir, wo ist dieses Kloster!« rief Hector.

Lomellini schüttelte den Kopf.

»Diese Frage wird sie Ihnen nicht beantworten können,« sagte er.

»Versuchen Sie es wenigstens.«

Lomellini gehorchte Hectors Wunsche, aber Linda blieb stumm.

»In ihrem magnetischen Schlafe,« hob der Italiener wieder an, »ist der Raum wie die Zeit. Sie sieht in die Ewigkeit; sie sieht in das Unendliche, für ihre Seele gibt es keine Entfernung, keine Epoche; die ganze Schöpfung liegt vor ihren Augen da, in einer ebenen Fläche, die weder Anfang, noch Ende, noch Mitte hat.«

»Wohlan,« sagte Hector, »es ist eine Lücke in ihrer Offenbarung, aber ich werde sie ausfüllen. Christine lebt! Meine Liebe wird das Uebrige thun«

Krampfhafte Zuckungen bewegten die Kleine, welche dieses lange Verhör ermüdet hatte. Lomellini legte seine Hände auf die schlafende Stirne der Kleinen.

Sie schlug die Augen auf und sprang auf ihre Füße.

Lomellini, Hector und Linda traten nun zusammen einige Schritte außerhalb die Laube.

Hector versank in tiefes Nachdenken.

Alles was er so eben gehört, schien ihm verworren wie ein Traum.

Er sah die Kleine. Sie lief schon auf dem Fußsteige umher und trällerte ein Liedchen. Ihre Jugend, ihre ungestüme Grazie, die Heiterkeit ihres Lächelns, alles bis auf ihren reinen Teint erinnerte ihn an Christine zu der Zeit, wo er sie in jenem sonnenhellen Blumengarten gesehen, der wie ein Stern durch sein Leben leuchtete.

War es wirklich diese Kleine, welche jetzt einem weißen Schmetterling nachjagte, die mit so festem Blicke die Geheimnisse des Raumes und der Zeit durchdrungen? War er nicht vielmehr der Spielball einer eitlen Täuschung gewesen?

Hector blieb stehen.

Zwei oder drei Hänflinge flatterten von Ast zu Ast in einer umfangreichen Linde. In dem Schatten derselben eilte die Kleine von Gebüsch zu Gebüsch mit tausend freudigen Ausrufen, mit der Spitze ihres flinken Fußes kaum den Sand berührend, den Athem anhaltend, die Hand ausgestreckt, mit Ungeduld und Freude in ihren Blicken und über ihrem Schmetterling die ganze Welt vergessend.

Große summende Bienen wühlten sich in die Kelche

der Blumen hinein und das, durch das dichte Laubwerk der Bäume fallende Licht tanzte auf dem Rasen.

Tiefer Friede herrschte in dem Garten.

Hector fuhr sich mit der Hand über die Stirne, hinter welcher tausend Zweifel mit einem Male erwachten. Seine, einen Augenblick lang über die wirkliche Welt hinausgetragene Seele kehrte in sich selbst zurück und läugnete schon, was sie geglaubt hatte. Es galt das höchste Interesse seines Lebens — konnte er auf solche Grundlagen seine Ueberzeugung bauen?

Er ging schweigend, ruhig und verschlossen einige Schritte weiter, betrachtete verstohlen den Italiener, welcher seine unterbrochene Lectüre wieder aufgenommen hatte, liebkoste Linda, welche an ihn anrannte, wendete dann den Stufen des Gartens rasch den Rücken zu und legte seine Hand auf Lomellini's Arm.

»Wohlan, ich will glauben.«

»Sind Sie dazu fest entschlossen?«

»Thun Sie, was ich von Ihnen verlange, und Sie werden sehen.«

»Dann folgen Sie mir.«

Der Italiener befahl der Kleinen, Acht zu geben, daß Niemand hereinkäme und zu antworten, er sei nicht da, wenn zufällig Jemand nach ihm fragte.

Hierauf führte er Herrn von Chavailles in ein großes Zimmer, welches sich in dem ersten Stockwerke des Hauses befand.

Dieses reich mit Möbeln von geschnitztem Ebenholz ausgestattete und seinem ganzen Umfange nach mit kostbaren goldgemusterten Ledertapeten bekleidete Zimmer war an der

einen Ecke durch einen großen Spiegel, der bis zur mittlern Höhe der Wand emporragte und nicht mit Staniol belegt war, geschlossen. Ein Vorhang von rother Seide, welcher den Raum zwischen dem Spiegel und der Decke verbarg, fiel zu beiden Seiten herab. Durch den Spiegel hindurch sah man nichts als den Vereinigungspunkt der beiden Wände, welche in einem rechten Winkel zusammenstießen, italienische Marmorstatuen, antike Bronzearbeiten und einige alte Gemälde schmückten die übrigen Wände.

Sobald sie die Schwelle überschritten hatten, schloß Lomellini sorgfältig die Thüre. Das Tageslicht fiel durch die Fenster herein. Er schloß die Läden, zog dichte sammtene Vorhänge herab und zündete eine Lampe an, welche halb verborgen in einer von der Decke herabhängenden matten Krystallkugel sich befand.

Bei dem weißen Scheine dieser Lampe warf der davon schief getroffene durchsichtige Spiegel Blitze in das Zimmer, welche Hector förmlich blendeten. Lomellini nahm von einem Tisch einen metallenen Becher, füllte ihn halb mit einer schäumenden Flüssigkeit und bot ihn Herrn von Chavailles.

»Trinken Sie,« sagte er zu ihm.

Hector ergriff kühn den Becher, setzte ihn an die Lippen und leerte ihn auf einen Zug.

Eine sanfte Wärme verbreitete sich in allen seinen Gliedern, welche von dem thätigsten Leben durchdrungen zu werden schienen. Das Blut beschleunigte seinen Lauf in den schwellenden Adern; seine Brust erweiterte sich unter dem Wogen heißer Luft; eine innere und übernatürliche Kraft verzehnfachte das zarte Gefühl seiner Sinne. Der schwächste

Ton schlug an sein Ohr, und er sah durch den Schatten hindurch— 2–3 mal.

Lomellini schob einen Stuhl vor den Spiegel und bat Herrn von Chavailles sich zu setzen.

Hector setzte sich ohne zu antworten. Sein Geist bewohnte das Land der Träume.

Der Italiener wählte ein Krystallfläschchen aus einer Menge anderer, welche in einem Kästchen neben einander standen, hob einen Zipfel des purpurseidenen Vorhangs und schüttete unter dem Spiegel auf die Steinplatten des Fußbodens die in dem Fläschchen enthaltene Flüssigkeit.

Kaum hatte diese den Boden berührt, so löste sie sich in Dunst auf. Dieser anfangs leichte und bleiche Dunst erhob sich wie eine Wolke, verdunkelte die Durchsichtigkeit des Spiegels und stieg bis an den rothseidenen Vorhang empor. Ein balsamischer Geruch entströmte ihm — gleich dem, welcher sich einem Behältniß entwickelt, in welchem Weihrauch und Myrrhen brennen.

Während die durchsichtigen Wogen dieses magischen Nebels längs der Wand hinkrochen und sich auf sich selbst thürmten, zeichnete Lomellini cabbalistische Charaktere auf den Spiegel und befeuchtete ihn mit einem durchsichtigen Wasser, welches ihn plötzlich glatt und blank machte, wie eine Silberplatte.

Feierlicher wie ein Magier des Alterthums, während sein Gesicht weißer aus sah als Elfenbein, bewegte er seine geheimnißvollen Finger und murmelte mit leiser Stimme Worte, welche an das aufmerksame Ohr Hectors schlugen wie das Getön eines harmonischen fernern Gesanges.

Die in der Krystallkugel hängende Lampe warf ihre

Strahlen auf den Spiegel, der das Licht bis an das Ende des Zimmers zurückwarf und funkelte wie ein riesiger Stern.

Eine Viertelstunde verging unter tiefem Schweigen. Hector hörte die Pulsschläge seines Herzens und wußte nicht mehr, ob er noch der Erde angehöre, oder ob er in dem grenzenlosen Himmel eingebildeter Welten schwebte.

Lomellini stand immer noch und fuhr mit seinem in Wasser getauchten Finger auf dem Spiegel umher und murmelte unverständliche Zaubersprüche.

Endlich schien der Spiegel sich zu öffnen, und wie die Theile eines Vorhangs, welchen man zerreißt, spaltete er sich und ließ einen blauen Ring sehen, aus welchem tausend Funken hervorsprühten. Dieser Ring erweiterte sich und innerhalb seines goldenen Randes zeichnete sich eine Frauengestalt, die keusch in ein weißes Gewand gehüllt war.

Hector stieß einen lauten Schrei aus.

Er sah Christine vor sich. Ihre reizende Schönheit trug jenen unaussprechlichen Charakter, welchen lange Traurigkeit verleiht. Sie saß mit gefalteten Händen und mit zitterndem Munde, als ob ein Gebet sich ihrem Herzen entränge.

Ein schwarzgekleideter Cavalier ging vor ihr hin und her. Die eine seiner Hände stützte er auf den Knopf seines Degens und in der andern hielt er einen geöffneten Brief.

»Der Chevalier!« rief Hector.

Alles war so, wie Linda gesagt hatte. Das Gitter mitten in dem Zimmer, das hölzerne Crucifix, die großen Fenster und im Hintergrunde das Bild einer Kirche. Dennoch trug Christine weder Rosenkranz noch Gürtel.

Einen Augenblick lang blieb der Chevalier stehen und

Christine schlug die Augen auf. Ihre im Raume umherirrenden Blicke begegneten denen Hectors.

Niemals war ihm ein menschlicher Blick schöner, sanfter oder zärtlicher erschienen. In Traurigkeit gebadet, von einem gleichsam feuchten Feuer strahlend, schien sie zu ihm zu flehen. Zwei große Thränen rollten langsam an den Wangen herab, welche die jungfräuliche Weiße des Schnees besaßen.

Hector fühlte sie glühend in sein Herz fallen.

»Christine!« rief er. – 2–3 mal!

Und mit ausgebreiteten Armen stürzte er auf sie zu.

Seine Hände und seine Stirne stießen gegen den Spiegel, welcher sofort in tausend Splittern und Scherben den Boden bedeckte.

Herr von Chavailles sah nichts mehr. Der goldene Ring, die leichten Flocken des magischen Randes, das ätherische Bild Christinens — Alles war verschwunden.

Ein bleicher zitternder Schein spielte unter den sich hin- und herbewegenden Falten des rothen Vorhangs und von Allem, was er gesehen, blieb nichts mehr übrig als die Krystallscherben, welche unter seinen Füßen knirschten.

Mit zitternder Hand hob Hector die Falten des Vorhangs, sah sich rings um, wankte zwei Schritte zurück und sank, wie vom Donner gerührt, in Lomellini's Arme.

Als er wieder zur Besinnung kam, lag er in dem Garten auf derselben Rasenbank, auf welcher Linda eingeschlafen war.

Lomellini stand neben ihm.

»Glauben Sie nun?« fragte der Italiener.

Hector ergriff Lomellini's Hand und drückte sie in die seinigen.

»Ja, ich glaube,« sagte er.

Er erhob sich und ging in Begleitung des Italieners einige Male auf und ab.

Seine durch eine so furchtbare Prüfung erschütterten Sinne bedurften der Luft, des Lichtes und der Ruhe. Die Erscheinun stand noch vor seinen Augen. Er sah Christine, und sein Herz pochte, als es die Brust zersprengen wollte.

»Ich weiß nicht,« sagte er endlich, »woher Euch die Macht kommt, die Ihr vor meinen Augen bewiesen, aber Ihr habt mir gezeigt, daß Christine noch lebt — seid gesegnet dafür!«

»Der Zweifel ist der Grund unserer Unwissenheit,« sagte der Italiener. »Denen, die Glauben haben, antwortet Gott.«

Lomellini begleitete Hector bis an die Schwelle seines Hauses und sah ihm nach, während er sich entfernte.

»Dieser junge Mann ist verliebt; er ist gut, tapfer, redlich und stolz. Er hat zu viel Vortheile für sich, als daß er nicht glücklich sein sollte,« murmelte er.

Kaum hatte Hector den Fuß in die Rue Saint-André-des-Arcs gesetzt, als er seine Schritte nach dem Hause Cydalisens lenkte, bei welcher er schon Gelegenheit gehabt, zwei- oder dreimal zu soupiren.

Er hoffte hier Paul Emil zu treffen.

In der That war dieser bei der Schauspielerin und lehnte, Seide zupfend, schmachtend und nachlässig in einem Sopha wie eine Marquise, welche ihre Vapeurs hat.

»Ach, kommen Sie!« rief Herr von Fourquevaux, »und sehen Sie, in welche Extremität die Frauen dieser Zeit die Offiziere des Königs versetzen. Beliebt's Ihnen vielleicht an diesen von Herkules vernachlässigten Arbeiten ebenfalls theilzunehmen?«

Cydalise ergriff die Hand des Herrn von Chavailles.

»Wie bleich Sie sind,« sagte sie zu ihm. »Haben Sie eine schlimme Nachricht erhalten?«

»Nein — eine gute vielmehr,« sagte Hector.

»Ah, Sie sind einmal im Glück,« sagte Paul Emil, ohne sich von dem Sopha zu erheben.

»Und deswegen sehen Sie so verstört aus?« fragte die Schauspielerin.

»Die Nachricht ist allerdings geeignet, mich zu erfreuen, aber auf welche Weise habe ich sie erfahren!«

»Was kommt darauf an? Wenn das Ziel ein schönes ist, dann achtet man nicht auf den Weg, auf welchem man dazu gelangt ist,« sagte Paul Emil.

»Ich habe Christine gesehen,« fuhr Herr von Chavailles fort, ohne dem trägen Freund zu antworten.

»Sie haben sie gesehen! Wo ist sie? Was hat sie Ihnen gesagt?« fragte Cydalise.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Gewiß ist, daß ich sie gesehen habe, aber gesprochen habe ich nicht mit ihr, und wo sie ist, das weiß ich auch nicht.«

Paul Emil stützte sich mit dem Ellbogen auf das Sophakissen, um Hector anzusehen.

»Sie sprechen wie die Sphynx,« sagte er; »ist dies vielleicht neue Mode zu Marly, wo ich seit einigen Tagen nicht gewesen bin?«

Cydalise sah Hector wohl an, daß er nicht scherzte.

»Blut!« rief sie plötzlich, als sie die rothen Flecken an Hectors Manschetten gewahrte. »Sie haben sich geschlagen!«

»Ohne mich!« sagte Herr von Fourquevaux, indem er sich erhob.

»Ich bitte Euch, hört mich, meine Freunde. Es handelt sich nicht um ein Duell, sondern um ein Geheimniß, vor welchem ich mich beuge, ohne es zu begreifen.«

Hector setzte sich zwischen Paul Emil und Cydalise und erzählte ihnen die seltsamen Auftritte, welchen er bei Lomellini beigewohnt.

»Ist das nicht eine Vision gewesen?« fragte Herr von Fourquevaux.

»Sehet meine Hände — sie sind von den Splittern des Spiegels zerrissen und meine Stirn trägt auch die Spuren davon. Diese Blutstropfen, welche meine Kleider beflecken — sind diese auch eine Illusion?«

»Auf mein Wort, das ist sehr eigenthümlich!« sagte Paul Emil, indem er die Ritze zählte, welche die Scherben des Glases in Hectors Hände gemacht.

»Was mich betrifft, so bin ich Weib und glaube gern an unglaubliche Dinge,« sagte Cydalise. »Deshalb erkenne ich Ihre Erzählung sehr gerne als den Ausdruck einer wahren und unbestreitbaren Thatsache an. Also, Sie sagten, Fräulein von Blettarins sei im Kloster?«

»Ja,« sagte Hector im Tone tiefer Ueberzeugung.

»Wenn sie in einem Kloster ist, dann lassen Sie mich nur machen,« hob die Schauspielerin wieder an, nachdem sie

einige Augenblicke nachgedacht. »Ich mache mich anheischig, sie ausfindig zu machen.«

»Ha! und wie wollten Sie das anfangen, wenn ich fragen darf?« sagte Paul Emil.

»Sie sind sehr neugierig, mein lieber Graf.«

»Vielleicht bin ich es blos um der Veränderung willen.«

»Nun, dann werden Sie auch mir um der Veränderung willen erlauben, nicht zu antworten.«

»Ich bin immer der Meinung gewesen,« hob Herr von Fourquevaux, zu Hector gewendet, wieder an, »daß Cydalise große Aehnlichkeit mit einer alten Münze habe. Sie ist schwer zu verstehen. Was mich betrifft, lieber Marquis, so besteht der Rath, den ich Ihnen gebe, in Folgendem: Satteln Sie ein gutes Pferd, und ziehen Sie aus wie ein fahrender Ritter, um die Dame Ihres Herzens zu suchen. Wenn Sie erlauben, so werde ich Sie begleiten und wir werden in der ganzen Welt kein Kloster, keine Abtei undurchsucht lassen. Abends wird Coq-Héron in sein Horn stoßen, wie die Knappen in den Feenmärchen, und wir werden die Gastfreundschaft der nächsten Schlösser in Anspruch nehmen, wie Lancelot und Amadis zu thun pflegten. Die Burgfrauen sind sehr gefällig. Es wird uns an nichts fehlen und am Ende heiraten wir noch auf unserer Reise irgend eine Kaiserin.«

»Aber,« sagte Cydalise, indem sie ihre weiche Hand auf Hectors Arm legte, »ehe Sie dieses schöne Project ausführen, widmen Sie mir wohl einige Tage?«

»Einige Tage? das ist ein wenig lange.«

»Was wissen Sie davon?«

»Hm,« sagte Paul Emil, »es gibt Umstände, wo einige Tage einige Monate dauern.«

»Bah! Wenn die Frauen sich hineinmischen, so gibt es Augenblicke, wo sie nur einige Stunden dauern.«

»Es gilt meine Ehre,« sagte Hector; »bedenken Sie das wohl, Cydalise.«

»Eben weil ich daran denke, bitte ich Sie, Ihr Schicksal meinen Händen anzuvertrauen,« hob sie wieder an.

Hector zögerte einen Augenblick, war aber schon halb besiegt.

»Bedenken Sie übrigens,« setzte Cydalise hinzu, »daß die Reise, welche Herr von Fourquevaux Ihnen vorschlägt, leicht zehn Jahre dauern kann.«

»Mag sein, aber wenn es Ihnen nun nicht gelingt?«

»Nun, dann steht Ihnen immer noch frei, die Reise um die Welt zu machen.«

»Kommen Sie,« sagte Paul Emil, »kommen Sie, alter Freund. Es gibt Stunden, wo Cydalise undurchdringlicher ist als der Granit. Sie hat ihre Geheimnisse und die Klugheit lehrt, sie zu respectiren. Man erzählt, daß Alcibiades niemals Aspasia ausgefragt habe.«

»Schwätzer!« rief die Schauspielerin, indem sie Paul Emil einen leichten Schlag auf die Wange gab. Er erhaschte sie im Fluge und küßte sie galant.

Sobald die beiden Cavaliere fort waren, schrieb Cydalise schnell ein Billet, klingelte, übergab es einer Zofe und sagte: »Trag das zu Herrn von Argenton; aber augenblicklich!«

Fünftes Capitel.

Coulissen-Diplomatie.

Gegen Abend verließ Cydalise verstohlen ihre Wohnung durch eine geheime Thüre, stieg in einen Fiaker und befahl dem Kutscher, nach der Grange-Batelière zu fahren.

Das Terrain, welches sich damals von der Porte Montmartre bis zur Porte Gaillon erstreckte, war mit kleinen Lusthäusern bebaut, wo die vornehmen Herren sich allnächtlich von dem vornehmen Pomp und den steifen Festen von Versailles erholten.

Schöne Pavillons von lebendigen Hecken umgeben oder von hohen Mauern geschützt, erhoben sich hier und da am Rande von Fußsteigen, welche mitten durch Blumen- und Gemüsegärten führten.

Die Besitzer der letztern waren, während sie ihren Kohl pflanzten oder ihre Artischoken schnitten, gewohnt, an der Thür dieser Pavillons schöne vermummte Damen aussteigen zu sehen, welche aus dem Wagen bis in die Hausflur nur einen Sprung thaten.

Die verschwiegenen Thüren dieser ländlichen Boudoirs drehten sich geheimnißvoll in ihren Angeln und schlossen sich ohne Geräusch. Seidene Vorhänge glitten auf ihren Schnüren und man sah an den Fenstern das Gesicht irgend einer Chloe, von einem Daphnis mit rothem Absatz besiegt, lächeln und dann, wie glänzende Erscheinungen, verschwinden.

Oft hörte man, wenn es Nacht geworden war, hinter den Jalousien gedämpftes Gelächter, welches klang wie Krystall, und klirrende Gläser, die von den Händen unsichtbarer Zecher an einander gestoßen wurden. Lichtstrahlen fielen zwischen den sich bewegenden Vorhängen hindurch, erleuchteten die Gipfel der Bäume und verriethen die reizenden Geheimnisse eines verliebten Festes.

Dann, wenn ein Dorfbewohner am Arme seiner Verlobten vorüberging, blieb er stehen und horchte in der Nacht auf dieses halberstickte Geräusch und neigte, dadurch selbst aufgeregt, sich zu seiner Braut herab, umschlang ihre biegsame Taille mit liebkosendem Arme und küßte sie, während die halbbesiegte Kokette zu den Sternen emporschaute.

Dies war das Land der nächtlichen Eklogen und Schäferspiele, bei welchen Marquis von Versailles und Soubretten der Comédie française die Rollen der Myrtils und Amaryllis spielten, und wobei Champagner und Trüffelpasteten die Stelle des klaren Wassers und der Früchte des Feldes vertraten.

Cydalise ließ den Wagen an der Thüre eines kleinen, in italienischem Style gebauten Pavillons halten, sprang leichtfüßig auf die Stufen und ward von einem kleinen, mit einer Fackel versehenen Neger empfangen, der sie in einen mit Blumenvasen geschmückten Salon führte.

Dieser Salon hatte zwei Thüren. Die eine ging in den Garten, der klein und bewunderungswürdig arrangirt war, die andere in ein achteckiges Boudoir, mit blaßblauem silbergeblümten Atlas ausgeschlagen.

Duftige Gebüsche, seltene Sträucher, Schlingpflanzen,

welche von Mauer zu Mauer und von Baum zu Baum krochen, verliehen diesem Garten den Anblick eines kleinen Waldes.

Man sah nur einen Horizont von Laubwerk und auf dem Boden zwischen dem Teppiche des frischen Rasens schmale Fußsteige mit feinem Sande bestreut, die sich wie seidene Bänder dahinschlängelten.

Einige Marmorstatuen, halb in dem grünen Laubwerke verborgen, bevölkerten diese kokette Einöde und erhöhten ihre geheimnißvolle Anmuth.

In der Mitte des Gartens plätscherte eine Fontaine und die auf einem Moosbette ruhende, sie schützende Nymphe schien gleich Narciß in der Fabel ihre sanft geneigte schöne Stirne in der durchsichtigen der Urne entströmenden Flut zu spiegeln.

Die Schauspielerin zog ihre Atlasmantille fester um ihre fröstelnden Schultern und setzte ihre niedlichen Füße auf den Sand der Fußsteige. Der Saum ihres Kleides streifte im Vorübergehen die blühenden Sträucher und das von ihren Schritten niedergetretene Gras hauchte seinen nächtlichen Wohlgeruch aus.

So ging sie einige Zeit, die Arme nachlässig über der Brust kreuzend, mit gesenktem Haupte und sich auf die frischrothen Lippen beißend.

Eine kleine Bank stand dicht an dem Sockel einer Hebe-Statue. Hier blieb sie stehen, ließ ihre Blicke unter den Bäumen umherschweifen, durch welche hindurch die Sterne funkelten, stützte ihre Stirne in die flache Hand und seufzte.

Welchen Grund zum Seufzen konnte Cydalise haben? So etwas war selten und wunderbar und ganz gewiß, wenn Herr von Fourquevaux diesen Seufzer gehört hätte, so

würde er nicht verfehlt haben, sein Erstaunen durch ein ungeheueres Gelächter kundzugeben.

Die Schauspielerin träumte allerdings zuweilen, aber sie seufzte so selten! Ihre lebhaftesten Kümmernisse — ein schlecht geknüpftes Band, eine nicht richtig angebrachte Blume, eine erste Vorstellung, oder auch der Erfolg einer Nebenbuhlerin — verschleierten allerdings zuweilen ihre Stirne durch eine leichte Wolke, aber die Heiterkeit kehrte so rasch zurück, daß nur die Augen eines Liebenden diese flüchtige Verdunklung errathen konnten.

Cydalise blieb einige Secunden lang unbeweglich und richtete in tiefer Extase die Augen gegen Himmel.

Dann fuhr sie sich mit den Fingern durch die langen Locken ihres Haares und schüttelte sanft den Kopf.

»Armer Graf!« sagte sie.

Ein leichtes Schweigen folgte auf diesen Ausruf und es dauerte nicht lange, so hob sie laut wieder an:

»Im Grunde genommen ist er nicht so gar arm. Er weiß nichts und das, was man nicht weiß, ist so gut wie nicht vorhanden.«

Diese philosophische Betrachtung beschwichtigte ihre Bedenklichkeiten sofort. Sie rieb sich die Hände und stampfte mit der Fußspitze auf den Sand. Dann erhob sie sich und ging langsam einigemale auf und ab wie eine Sultanin, die ihre Pantoffeln auf dem Teppich eines Serails hinschleift.

Sie sagte nichts mehr, aber das Spiel ihrer Physiognomie gab so ziemlich zu verstehen, was sie in ihrem Innern sprach.

Wenn irgend ein neugieriger Dämon ihre Gedanken

im Fluge erhascht und niedergeschrieben hätte, so würde man ungefähr Folgendes gelesen haben:

»Es ist klar, daß das, was ich hier thue, nicht für mich geschieht — die Anhänglichkeit an meine Freunde ist es, was mich hierherführt. Uebrigens ist die Untreue bei der Comédie Française traditionell und die Tradition ist etwas so Ehrwürdiges! Was Paul Emil betrifft, so ist es gewiß, daß er sich rächen wird. Er sagt mir nichts davon, aber ich kenne ihn gut genug, um nicht weiter daran zu zweifeln. Uebrigens thut er wohl daran. In seinem Alter ist die Liebe keine Kette und ein großer Thor ist, welcher sie sich um das Herz schmieden läßt. Cavaliere wie Herr von Chavailles gibt es, glaube ich, nicht viele. Diese Gattung ist halb ausgestorben und erlischt vielleicht mit ihm gänzlich. Wenn meine Colleginnen eine Ahnung davon hätten, daß es in Versailles einen Obersten gibt, der seit ich weiß nicht wie vielen Jahren eine und dieselbe Dame liebt, und daß dieser Oberst kein anderes Glück kennt, als diese Dame zu heiraten, so würden sie ihn alle sehen wollen und es würde eine förmliche Wallfahrt von Schauspielerinnen nach seinem Hause stattfinden. Im Grunde genommen ist das auch so ziemlich meine Geschichte mit Herrn von Fourquevaux, bis auf den Unterschied, daß wir uns nächtliche Ausflüge erlauben, ohne daß Eines davon jemals dem Andern die Geschichte des vorigen Abends erzählt. Was wäre auch das Leben ohne ein wenig Geheimniß! Ein Weib ohne Schnürleib. Ach, nach einer raschen und fernen Reise kehrt man mit neuer Freude an den häuslichen Herd zurück und nie empfangen die Hausgötter, die ihn beschützen, inbrünstigere Anbetung als dann.«

Hier ging die Soubrette von der stummen Unterredung zum Monolog über. Sie seufzte zwei- oder dreimal wie eine Marquise bei ihrer Toilette und hob laut wieder an:

»All dieses Philosophiren sagt mir aber nicht, wie ich es anfangen soll, um Herrn von Argenton das Geheimniß dessen zu entreißen, was er mir mit so wüthender Halsstarrigkeit verbirgt. Er wird kommen und ich bin nicht vorbereitet! Na, ich werde mich nach den Umständen richten. Die Komödie des Privatlebens hat keine Aehnlichkeit mit der des Theaters, denn in ersterem spielt man seine Rolle nur dann gut, wenn man sie zu improvisiren versteht.«

So weit war Cydalise in ihrem Monolog gekommen, als sie einige Schritte hinter sich den Sand eines Weges knistern hörte. Sie drehte sich herum und sah neben der Hebe-Statue einen Mann stehen, welcher sich gegen sie verneigte. 2–3 mal!

»Die beiden Schwestern sind beisammen,« sagte dieser Mann, »es ist dieselbe Anmuth und dieselbe Jugend, aber ich weiß nicht welche von beiden — ob Cydalise oder die Göttin — die Empfindsamste ist.«

»Sie schwärmen!« sagte die Schauspielerin, indem sie ihre Hand dem Cavaliere reichte, der sie küßte. »Ich muß Ihnen aber bemerklich machen, daß alle diese schönen Redeblumen verlorene Mühe sind — ersparen Sie sich daher die Mühe, Ihre Worte künstlich zusammen zu ordnen wie ein Bouquet.«

Der Graf Boyer von Argenton — denn dieser war es — sah Cydalise an und lächelte. 2–3 mal!

»Wie,« sagte er, »Sie rufen mich, nachdem ich Sie ich weiß nicht wie viele Tage nicht zu sehen bekommen habe,

und nun empfangen Sie mich so! Ich Thor, der ich diesen Besuch auf Rechnung eines beinahe zärtlichen Gefühls brachte!«

»Sie verdanken ihn meiner schlechten Laune.«

»Das ist freilich eine sehr unfreundliche Person, aber ich danke ihr deswegen nicht weniger für das Glück, welches ich ihrer Vermittlung schuldig bin.«

»Danken Sie nur nicht zu schnell.«

»O ich lasse es darauf ankommen.«

»Wohlan, ich breche los.«

»Ach, mein Gott, wollen Sie sich denn mit mir zanken?«

»Ja.«

»Sie werden mir noch glauben machen, daß Sie Grund haben, mich mit Vorwürfen zu überhäufen.«

»So ist es auch.«

»Wollen Sie sich vielleicht blos mit mir zanken, um mich dafür zu strafen, daß ich Sie der Gesellschaft des Herrn von Chavailles entrissen habe?«

»Wie! Sie wissen —«

»Ich weiß Alles.«

»Das ist richtig — es gehört zu Ihrem Amte.«

»Und ich verrichte es gewissenhaft. O, Herr von Chavailles hat nicht lange Zeit gebraucht, um einen langen Weg zurückzulegen.«

»Mißfällt Ihnen das?«

»Keineswegs.«

»Um so besser, denn wenn Sie den mindesten Aerger darüber empfänden, so wäre der Schaden auf Ihrer

Seite. Herr von Chavailles gehört zur Zahl meiner Freunde.«

»Wenn ich das nicht wüßte, so müßte ich ein sehr schlechtes Gedächtniß haben.«

»Dann habe ich es Ihnen wohl sehr oft gesagt, Herr Graf.«

»So oft, als Sie mir die Freude gegönnt haben, Sie zu sehen. Nun können Sie es selbst berechnen.«

»Das würde zu lange dauern.«

»Für Sie, Grausame, aber nicht für mich!«

»Fangen Sie nicht wieder an poetisch zu werden, denn das reizt meinen Zorn.«

»Wohlan, donnern Sie.«

»Nein, hier nicht — der Wind erhebt sich —«

»Und könnte Ihren Zorn auslöschen?«

»Ja wohl.«

»Nun, dann wollen wir bleiben.«

»Nein — ich fühle Zorn und ich halte daran fest wie an Dingen, die man selten hat.«

»Noch eine Minute.«

»Keine Secunde! Mein Zorn ist so gebrechlich, daß daran nichts übrigbleiben würde.«

Cydalise erhob sich von der kleinen Bank, nahm den Grafen bei dem Arm und kehrte in den Pavillon zurück.

Ein Souper erwartete sie in dem Boudoir. Es war, wie man weiß, ein achteckig mit blaßblauem, silbergeblümtem Atlas ausgeschlagenes Zimmer. Auf Sockeln gruppirte Amoretten hielten in ihren Händen Armleuchter und an der Decke streute Aurora, halb nackt und durch leichte

Wolken verhüllt, Blumen unter die Liebesgötter aus, welche sie umflatterten.

Die Schauspielerin setzte sich auf einen kleinen Wärmstuhl von Rosenholz und warf ihre Mantille ab.

»Dort war es kalt, hier erstickt man,« sagte sie.

Sie warf ihr Spitztuch ab und nahm von einer Console einen großen Rosenstrauß, dessen sie sich wie eines Fächers bediente.

»Wie wäre es, wenn wir die Feindseligkeiten einstweilen einstellten?« sagte der Graf, indem er sich Cydalisen näherte.

»Nein,« hob sie wieder an, indem sie rasch ein Stück fortrückte.

»Also ist es wirklich wahr?« fragte der Polizeilieutenant.

»Nun! Sehen Sie mir denn nicht am Gesichte und an den Augen an, daß ich in furchtbarem Zorne bin?«

»Das ist ein Adjectiv, welches uns durchaus nicht zusagt.«

»Die Frage ist, ob es mir behagt oder nicht — ich bin wüthend.«

»Das ist eine neue Koketterie.«

Cydalise, welche ihre funkelnden Blicke auf den Grafen heftete, stampfte mit dem Fuße.

»Ich will nicht, daß Sie mich lachen machen,« sagte sie.

»Dann ist die Sache ganz einfach — erzürnen Sie sich.«

»Ha! Sie trotzen mir?«

»Folgt auf die Schlacht nicht allemal ein Friedensschluß?«

»Nehmen Sie sich in Acht; ich werde die Bedingungen dictiren.«

»Nun, dann dictiren Sie schnell.«

Der Graf Voyer von Argenton wollte Cydalisens Hand ergreifen, aber sie versetzte ihm mit ihrem Rosenbouquet einen Schlag auf die Finger.

»Ei,« sagte der Graf, »Sie sind zuweilen wirklich pikant!«

Er zog eine Rose aus dem Bouquet und strich damit einen Blutstropfen hinweg, der seinen von einem Dorn geritzten Finger röthete.

»Schlag um Schlag,« hob er wieder an, indem er die Hand küßte, die ihn geschlagen.

Cydalise zog ihre Hand rasch zurück.

»Ihre Schläge sind gefährlicher als die meinigen,« sagte sie.

»Dann werde ich zu Ihnen sagen wie ein berühmter Athenienser: Schlag zu, aber höre!«

»Nein — ich will schlagen und nicht hören.«

»Sie sind wirklich allerliebst,« antwortete der Graf, indem er sich verneigte.

»Aber,« entgegnete sie, »Sie scheinen sich auch hartnäckig vorgenommen zu haben, mich zu ärgern.«

Der Graf sah Cydalise an.

»Ist das Ihr Ernst?« fragte er.

»Ja.«

»Nun denn, so sagen Sie mir in vier Worten, was ich gethan habe.«

»Warum haben Sie sich so hartnäckig geweigert,

mir zu gestehen, daß Fräulein von Blettarins in einem Kloster ist?«

Der Graf hüpfte auf seinem Sessel empor.

»Der Stoß sitzt,« dachte die Schauspielerin.

Und lebhaft setzte sie hinzu:

»Es hat eines außerordentlichen Zufalles bedurft, um mich in das Kloster zu führen, in welchem sie eingesperrt ist. Welche Einöde mitten im Walde!«

»Sie waren also in Chevreuse?« fragte der Graf, in die Schlinge gehend.

»Ja, gestern,« antwortete Cydalise mit unnachahmlicher Dreistigkeit.

»Nun, da Sie es wissen, so will ich es weiter nicht läugnen,« hob der Graf wieder an.

»O, geniren Sie sich nicht.«

»Es ist nicht nöthig; wenn Sie sich aber für Fräulein von Blettarins interessiren, so suchen Sie sie zu bewegen, daß sie sich nicht weit von ihrem Asyl entferne.«

»Warum?«

»Warum?« sagte der Polizeilieutenant, indem er das Fenster des Boudoirs öffnete. »Kommen Sie hieher, wenn Sie es wissen wollen.«

Cydalise erhob sich nachlässig und stützte sich auf das leichte Geländer eines Balcons, welcher den Garten beherrschte.

Die Nacht war hell, der Wind seufzte in dem Laubwerke und die Blumen schaukelten sich auf ihren Stengeln.

»Nun,« sagte sie, »hier bin ich.«

Der Graf streckte in der Richtung einiger großen Bäume,

welche das äußerste Ende des Gartens beschatteten, den Arm aus.

»Hören Sie jenen leisen Ruf, der durch das Schweigen der Nacht hindurchdringt?« sagte er. »Diesen einsamen Ton, der sich in regelmäßigen Zwischenräumen hören läßt?«

»Ja,« antwortete die Schauspielerin, »es ist der Ruf einer Nachteule.«

»Die Nachteule ist unsichtbar, aber sie lauert. Wenn die Grasmücke ihr Nest verläßt, so wird sie nicht weit kommen, verstehen Sie?«

»Sehr wohl, im gemeinen Leben aber führt die Nachteule einen andern Namen,« entgegnete Cydalise, indem sie ihre funkelnden Augen auf den Polizeilieutenant heftete.

»O,« sagte Herr von Argenton, »sie nennt sich zuweilen die Justiz.«

Mit diesen Worten schloß er das Fenster wieder. Cydalise schauderte. Das Wort, welches der Graf ausgesprochen, gehörte zu denen, welche die unheimlichsten Ideen in dem Gemüthe eines Weibes erwecken, welches gewohnt ist, in der Justiz die gewöhnliche Lieferantin der Bastille zu sehen.

Sie sank wieder auf ihren Sitz nieder, ohne etwas zu sagen, und betrachtete den Grafen mit fast furchtsamer Miene.

»Sie sind sehr blaß, meine Schöne,« sagte der Polizeilieutenant hierauf. »Leeren Sie dieses Glas Champagner. Es wird Ihren Wangen die Rosen und Ihren Lippen das Lächeln wiedergeben.«

»Und das liebt er so sehr!« sagte sie, indem sie mit der Spitze ihrer schlanken Finger eine Thräne trocknete, welche über den Schnee ihres Teints herabrollte.

»Hören Sie,« sagte der Graf mit ernster Miene, »es gibt viele Dinge, in Bezug auf welche ich thue, als wüßte ich sie nicht, weil sie weder den König, meinen Herrn, noch mich unmittelbar interessiren. So viel aber weiß ich: Fräulein von Blettarins befindet sich in Chevreuse, in einem Kloster, wo sie sehr zurückgezogen und sehr unbeachtet lebt. Denen, die mich nicht nach ihr fragen, brauche ich nichts von ihr zu sagen; wenn man aber sich zufällig daran erinnert, daß sie existirt und daß sie mit ihrem Vater einen Ort in so naher Nachbarschaft des Hofes bewohnt, so wird es nicht von mir abhängen, zu verhindern —«

»Was?« fragte Cydalise lebhaft, denn sie bemerkte das Zögern des Grafen.

»Nun, alles, was Sie argwöhnen können. Ich habe nichts gesagt — ein wenig für Sie, die Sie sich für Fräulein von Blettarins interessiren scheinen; ein wenig auch, weil mir nicht viel daran liegt, ob sie dort oder anderwärts ist. Da aber auch Andere als ich das seit so langer Zeit verschwiegene Geheimniß kennen, so wasche ich mir die Hände, und wenn dieser jungen Dame in Folge Ihrer Unklugheit oder ihrer eigenen ein Unglück zustößt, so ist es nicht meine Schuld.«

»Sie sind ein furchtbarer Mensch! rief Cydalise.

»Das hat man mir zuweilen gesagt.«

»Und ein abscheulicher.«

»Sie haben mir das Recht gegeben, es nicht zu glauben.«

»Darum handelt es sich nicht,« hob die Schauspielerin wieder an, und konnte nicht umhin zu lächeln.

»Aber dennoch ist es das amüsanteste Thema der Unterhaltung, das ich kenne.«

»Sie reden eine geheimnißvolle Sprache. Können Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?«

»Ich habe schon zu viel gesagt.«

»Finden Sie das wirklich? Wohlan, dann werde ich Ihnen nicht nachahmen.«

»Das glaube ich selbst.«

»Und das Geheimniß, welches ich wider Ihren Willen entdeckt, werde ich Jemanden anvertrauen.«

»Herrn von Chavailles?«

»Sie haben es sofort errathen.«

»Wie Sie wollen.«

»Welches Uebel könnte daraus entstehen?«

»Was weiß ich?«

Cydalise schlug mit ihren kleinen Händen auf den Tisch.

»Wohlan, Sie sollen es bald erfahren,« hob sie wieder an.

»Das heißt, Sie werden morgen mit ihm sprechen.«

»Das kann sein.«

»Nun das ist Ihre Sache. Zwischen einer Soubrette der Comédie française und einem königlichen Offiziere ist das Geheimniß sicherlich so gut bewahrt, daß in acht Tagen die ganze Welt davon unterrichtet ist.«

Cydalise warf dem Grafen eine Handvoll Rosenblätter in's Gesicht.

»Warten Sie, ich will Sie spotten lehren!« sagte sie.

Die Blätter fielen rechts und links, und der Polizeilieutenant küßte die Hand, welche sie geworfen hatte.

»Wenn Sie mich so strafen,« sagte er, »so ist das für mich Veranlassung wieder anzufangen.«

»Nun gut, so fangen Sie an und ich werde fortfahren,« entgegnete sie, indem sie ihm ihre Hände überließ.

»Nein, Sie kennen das Sprichwort, und ich schweige. Die Küsse sind weniger indiscret als die Worte.«

Es war klar, daß der Graf entschlossen war, nicht zu sprechen, und die Koketterien vermochten nichts.

Cydalise zog ihre Hand zurück, auf welche der Graf seine Lippen heftete, und hüllte sich mit schmollender Miene in ihre Mantille.

»Sie spielen den Verschwiegenen,« hob sie wieder an, »als ob dies der Mühe verlohnte! Weiß man vielleicht nicht, daß das Asyl des Fräulein von Blettarins einem gewissen Chevalier bekannt ist, der sie zuweilen besucht?«

Der Polizeilieutenant zuckte zusammen.

»Sie sind ein Dämon!« rief er.

»Bah! ich bin eine Schauspielerin und das reicht hin.«

»Wohlan! Ich fordere die Schauspielerin auf, sich vor dem Chevalier zu hüten. Wenn die Eine ein kleiner Dämon ist, so ist dagegen der Andere ein großer Teufel.«

Diese Worte hatten an und für sich nichts Furchtbares, aber die Stimme des Grafen machte Cydalise betroffen.

»Ah! also ist er zu fürchten?« sagte sie in gleichgiltigem Tone.

»Er oder ein Anderer — darauf kommt weiter nichts an.«

Nachdem der erste Augenblick der Ueberraschung vorüber war, ward der Polizeilieutenant wieder so undurchdringlich,

wie er sonst in der Regel zu sein pflegte. Cydalise verstand ihn und beharrte nicht weiter auf ihrem Verlangen.

Uebrigens wußte sie schon so ziemlich, was sie zu wissen wünschte — den Ort, wohin Fräulein von Blettarins sich zurückgezogen, und wer der Mann war, der sich in ihrer Nähe befand.

Der Gedanke, daß Hectors Vision ihn nicht getäuscht hatte, absorbirte sie vollständig. Anfangs hatte sie mit dem lebhaften Gefühl eines Weibes daran geglaubt, welcher das Unerklärliche gefällt, und jetzt, wo sie von der Richtigkeit dieser Vision einen materiellen Beweis erhielt, gerieth sie darüber in das größte Erstaunen.

Anfangs war es nur ein Aberglauben gewesen, jetzt aber war es eine Ueberzeugung, die sich auf positive Thatsachen stützte. Ein wenig Furcht mischte sich mit dieser Ueberzeugung und verlieh der Intrigue, bei welcher Cydalise sich betheiligte, den verführerischen Zauber des Unbekannten.

Der Graf betrachtete sie einige Augenblicke lang mit der stummen Aufmerksamkeit eines etwas blasirten Herrn, der sich darin gefällt, ein in seinen Formen ausgezeichnetes Kunstwerk, Weib oder Statue, zu bewundern, und Cydalise war in ihrer halb liegenden Stellung auf den Kissen des Sophas vollkommen anbetungswürdig. Na, so bet' sie an!

Das Licht der Kerzen spielte auf den seidenen Locken ihres Haares, welches mit Goldstaub bestreut zu sein schien, auf dem durchsichtigen Weiß ihrer Haut und dem reizenden Colorit ihrer Wangen — rouge et noir.

Das runde, glatte Kinn der Schauspielerin ruhte in ihrer hohlen Hand, ihre Schulter, die weißer war als der Schnee beim ersten Licht des Tages, ragte aus ihrem aus-

geschnittenen Kleide hervor und ihre verschränkten Arme besaßen die bezaubernde Anmuth und Festigkeit der Umrisse, die man an den göttlichen Armen der Venus von Cleomenes sieht.

Der Graf näherte sich leise und berührte Cydalisens gebogenen Hals mit einem Kuß — 2-3 mal!

»Sie conspiriren wohl?« fragte er.

»Ich?« antwortete sie mit lautem Gelächter; »ich träume.«

»Hm! Dies ist zuweilen ganz dasselbe.«

Cydalise betrachtete Herrn von Argenton mit lebhaftem Blicke, füllte dann ein Glas mit Champagner und sagte:

»Thun Sie mir Bescheid, Herr Polizeilieutenant! Morgen wollen wir von ernsten Dingen reden.«

Am nächstfolgenden Tage ließ Cydalise ihre Chaise anspannen und machte sich auf den Weg nach Chevreuse.

Seitdem die Leute des Königs die alten Mauern des Port-Royal-des-Champs demolirt hatten, gab es in der Nachbarschaft nur ein einziges Kloster der Schwestern von der Heimsuchung.

Dieses Gebäude stand am Fuße eines waldigen Hügels. Tausend in dem Thale stehende Bäume umgaben es mit ihrem hundertjährigen Schatten und mitten über ihren grünen Gipfeln ragte der Thurm empor, von welchem in ungleichen Gruppen die Stunden des Gebets entflohen.

Tiefes Schweigen herrschte über diesem Hause, welches durch einen breiten Rasenplatz, über welchen ein Bach rieselte, von seinem Eichengürtel getrennt ward.

Cydalise ließ sich an das Thor des Klosters fahren und zog die Klingel.

Die Thüre öffnete sich fast sofort und eine Schwester Schließerin erschien an der Schwelle.

»Meine Schwester,« sagte die Schauspielerin in raschem und entschlossenem Tone, »ich habemit Fräulein von Blettarins in einer Angelegenheit zu sprechen, welche keinen Aufschub duldet.«

Die Nonne betrachtete Cydalise, welche für den vorliegenden Fall ihre unschuldigste Miene angenommen und sich ganz einfach gekleidet hatte.

»In wessen Auftrage kommen Sie, meine Schwester?« fragte die Nonne.

»In dem meinigen,« antwortete Cydalise entschlossen.

Die Nonne, welche durchaus nicht sehr boshaft aussah, lächelte.

»Das ist sehr gut, aber es ist noch nicht genug,« sagte sie.

»Ah, Sie wollen wohl einen Namen wissen?« hob Cydalise wieder an.

»Ja, meine Schwester.«

»Wohlan, dann sagt Christinen, die Schwester des Herrn von Chavailles, welcher der beste Freund ihres Vaters ist, sei im Sprachzimmer und erwarte sie. Sie werden sehen, daß sie sich sehr freuen wird, wenn sie es hört.«

»Wirklich!« sagte die Nonne indem sie die Hände faltete. »Das arme Mädchen bedarf sehr einer guten Nachricht. Treten Sie ein — ich werde sie sogleich herbeiholen.«

»Endlich!« murmelte Cydalise, indem sie den Fuß über die Schwelle setzte.

»Es kostete mich eine große Lüge, aber Gott wird mir es aus Rücksicht für meine gute Absicht verzeihen.«

Die Nonne führte die Schauspielerin in das Sprachzimmer und eilte dann fort, um Fräulein von Blettarins zu holen.

Sechstes Capitel.

Die Maske fällt.

Ein Augenblick verging, während dessen Cydalise ihr Herz auf eine Weise klopfen fühlte, wie noch niemals, selbst nicht am Tage ihres ersten Auftretens.

Es dauerte nicht lange, so ließen sich auf dem Corridor leichte Tritte hören.

Die Schauspielerin schaute nach der Thür, durch welche die Nonne sich entfernt hatte, und Fräulein von Blettarins trat ein.

Christinens unruhige Augen betrachteten Cydalise mit einem jener lebhaften Blicke, in welchen eine ganze Masse Fragen liegen.

»Ich lasse Sie mit Mademoiselle allein,« sagte die Nonne, welche Christine am Arme führte, »und ich wünsche, daß ihr Besuch Ihnen das ganze Glück bringe, welches Sie verdienen.«

Sie zog sich zurück und Cydalise eilte auf Fräulein von Blettarins zu, welche sie noch immer betrachtete.

»Mein Fräulein,« sagte sie in lebhaftem Tone, »die Augenblicke sind kostbar und ich will keinen davon verlieren. Um zu Ihnen zu gelangen, habe ich gelogen.«

„Sie sind also nicht Fräulein von Chavailles, Hectors Schwester?« rief Christine einen Schritt zurücktretend.

»Nein,« antwortete Cydalise, »ich bin weder seine Schwester noch sonst wie mit ihm verwandt, aber seine Freundin und ihm und den Seinigen von ganzem Herzen ergeben.«

Cydalisens äußere Erscheinung sprach zu ihren Gunsten und auch ihre Ausdrucksweise bewies, daß sie das, was sie sagte, auch wirklich und aufrichtig so meinte.

»Sie werden nicht ein armes Mädchen täuschen wollen, welches Ihnen niemals etwas zu Leide gethan hat,« sagte Christine. »Ich glaube Ihnen — ich muß Ihnen glauben.«

Die Traurigkeit, welche in diesen Worten und mehr noch in dem Gesichte der Sprecherin lag, rührte Cydalise, und sie ergriff sie lebhaft bei der Hand. — 2–3 mal.

»Ich habe Sie noch niemals gesehen, aber das, was man mir von Ihnen gesagt hatte, flößte mir gleich die beste Gesinnung gegen Sie ein,« hob sie wieder an. »Jetzt, wo ich Sie sehe, bitte ich Sie, auf mich zu rechnen wie auf ihn.«

Christine erröthete tief bei diesen Worten und Cydalise lächelte indem sie diese Unruhe gewahrte.

»Es sind nun fünf Jahre, daß wir Sie suchen, Mademoiselle,« sagte Cydalise; »es ist gewissermaßen ein Wunder, welches uns Ihre Spur hat finden lassen. Außerdem hätte ich Ihr Asyl vielleicht niemals entdeckt.«

»Sprechen Sie von Hector?« fragte Christine in einem Tone, welcher ihre ganze Liebe durchschimmern ließ. »Wo ist er?«

»Herr von Chavailles ist in Versailles — er lebt, er ist Oberst, er ist hier und er liebt Sie.«

Christine taumelte und hielt sich an das Gitter des Sprechzimmers, um nicht umzusinken.

»Ja, es ist dies viel Glück auf einmal,« hob die Schauspielerin wieder an, indem sie Christine umarmte. »Suchen Sie die Bewegung Ihres Gemüthes nicht zu unterdrücken — sie wird Ihnen wohlthun.«

Christine lehnte ihr Haupt an die Schulter der Freundin, welche die Vorsehung ihr schickte, und ließ ihren Thränen freien Lauf.

»Immer lassen Sie Ihre Thränen fließen,« sagte Cydalise, indem sie Christinens braunes Haar streichelte; »das wird Ihnen das Herz erleichtern.«

Christine umarmte Cydalise fest, ohne zu wissen, was sie that — 2–3 mal.

»Jetzt,« fuhr Cydalise, welcher die Augen ebenfalls feucht wurden, fort, »jetzt gilt es, Sie wieder mit Hector zusammenzubringen. Vor allen Dingen aber sagen Sie mir: sind Sie freiwillig hier?«

»Ja,« antwortete Christine, indem sie sich die Augen trocknete.

»Also können Sie diesen Ort verlassen, sobald es Ihnen beliebt?«

»Ich könnte es, wenn mein Vater nicht ein wenig unwohl wäre.«

»Also wird es Ihnen doch leicht sein, dieses Kloster auf einige Stunden zu verlassen?«

»O, ja wohl!« 2–3 mal.

»Weiter ist für den Augenblick nichts nöthig. Später

werden wir Ihnen ein Asyl ausfindig machen, wo es Ihnen leichter ist, sich zu treffen. Ich spreche für ihn wie für Sie.«

»O ich verstehe es wohl.«

»Hören Sie, Mademoiselle, ich bedarf Ihres ganzen Vertrauens.«

»Ich habe es Ihnen gegeben. Sie sprechen im Namen Hectors.«

»Kommt nicht oft ein Mann in dieses Haus, um Sie zu besuchen?«

»Ja oft.« 2-3 mal.

»Alle Tage?«

»Nein, nicht regelmäßig. Zuweilen kommt er vierzehn Tage lang nicht zum Vorschein. Zu andern Zeiten kommt er zwei oder drei Wochen lang beinahe jeden Tag.«

»Was für ein Mann ist es?«

»Ein Mann, der ungefähr vierzig Jahre zählen kann, von mittlerem Wuchse, ein wenig stark, aber nicht allzusehr — gut gewachsen, ernst und von vornehmem Ansehen.«

»Ist er nicht schwarz gekleidet?«

»Ja, beinahe immer.«

»Haben Sie ihn gestern gesehen?«

»Ja.«

»Kennen Sie seinen Namen?«

»Ich habe lange geglaubt, er heiße Coq-Héron.«

»Coq-Héron!« rief Cydalise mit großem Erstaunen — »Coq-Héron, der Diener des Herrn von Chavailles?«

»Derselbe. Diesen Namen gab er sich das erste Mal, wo ich ihn sah.«

»Der unverschämte Lügner!«

»Uebrigens war er auch Ueberbringer eines Briefes,

in welchem Herr von Chavailles mich aufforderte, ihm unbedingtes Vertrauen zu schenken.«

»Das ist aber seltsam.«

»Der Brief war von der Hand Hectors geschrieben und trug sein Siegel. Dieser Mensch sagte mir, sein Herr sei eiligst nach Flandern abgereist, und zwar in Folge eines Befehls vom Minister.«

»Das ist wahr.«

»Mußte ich nicht Worten Glauben beimessen, die durch so handgreifliche Weise unterstützt wurden?«

»Ja wohl; aber bitte, erzählen Sie weiter.«

»Einige Tage später kam dieser Mann wieder, um mir zu sagen, unser Zufluchtsort sei verrathen worden und die Klugheit verlange, daß wir — mein Vater und ich — uns in ein Kloster zurückzögen.«

»Und das thaten Sie auch?«

»Noch denselben Tag.«

»Und deshalb finde ich Sie in diesem Kloster?«

»O nein. Zuerst gingen wir nach Port-Royal-des-Champs, wo wir einige Zeit blieben.«

»Und der falsche Coq-Héron besuchte Sie immer?«

»Ja, immer. Oft brachte er mir Briefe von Herrn von Chavailles und Sie können sich leicht denken, daß ich ihn willkommen hieß. Diese Briefe meldeten mir, daß Hector trotz seines Wunsches die Armee nicht verlassen könnte, und daß er weit entfernt sei, den Augenblick seiner Rückkunft bestimmen zu können.«

»Beantworteten Sie diese Briefe?«

»Können Sie daran zweifeln? Meine Briefe folgten regelmäßig auf die seinigen.«

»Und Sie übergaben sie wohl allemal dem Manne, der den Namen Coq-Héron angenommen hatte?«

»Ich mußte wohl. Er diente uns zum Vermittler. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurden die Briefe des Herrn von Chavailles seltener. Der Inhalt derselben war verworren und verlegen; er antwortete nicht rund und rein auf die Fragen, welche ich an ihn richtete. Zuweilen verging ein ganzer Monat, ohne daß ich ein Wort von ihm erhielt.«

»Und der falsche Coq-Héron?«

»O, dieser kam immer. Seine Aufmerksamkeiten waren außerordentlich.«

»Ja, ja!«

»Seine Sprache paßte nicht zu seiner Stellung, eben so wenig als seine Manieren. Das Vertrauen, welches ich ihm anfangs bewies, verwandelte sich sehr bald in Zurückhaltung und Scheu. Er hatte etwas, was mich anwiderte, und seine Gegenwart flößte mir einen gewissen Grad von Furcht ein. Umsonst machte ich mir Vorwürfe über Befürchtungen, zu welchen kein ernster Grund vorlag. Alle meine Schlußfolgerungen vermochten nichts dagegen.«

»Sprach er mit Ihnen von Herrn von Chavailles?«

»Sehr oft. Es waren dann allemal Worte von der innigsten Anhänglichkeit. Der Ausdruck seines Gesichts aber und der Ton seiner Stimme stand mit seinen Worten nicht in Einklang. Diese letztern waren mir daher mehr unangenehm als das Gegentheil. — Es verging ziemlich lange Zeit. Mittlerweile starb der vornehme Herr, der uns beschützte, sehr plötzlich. Mein Vater ward krank, neue Beunruhigungen lenkten die Traurigkeit meines Herzens auf einen andern Gegenstand. Mein Vater ward immer schwächer und

schwächer, wie ein Baum, der keinen Saft mehr hat. Er bemerkte dies selbst recht wohl, aber es war, als wenn er immer wieder neue Kraft aus seiner Liebe zu mir geschöpft hätte. Seine Zärtlichkeit war das einzige Band, welches ihn an das Leben fesselte.«

Abermals traten Christinen die Thränen in die Augen und sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Cydalise umarmte sie, eine Frage schwebte ihr auf den Lippen, aber sie wagte nicht sie auszusprechen.

»Muth,« sagte sie, »Ihr Vater —«

»Mein Vater lebt noch,« antwortete Christine, welche Cydalisens Zögern verstand, aber kann man diese erschöpfte Existenz, welche ihre Tage nur nach ihren Nachtwachen zählt und sich langsam dem Grabe zuschleppt, wohl noch ein Leben nennen? Die Briefe des Herrn von Chavailles blieben plötzlich aus — sein Vertrauter —«

»Sagen Sie lieber sein Feind!« rief Cydalise.

»Ja, sein Feind,« hob Christine mit Nachdruck wieder an, »sein Feind, den ich deshalb fragte, wich meinen forschenden Worten aus. Endlich eines Tages sagte er, Herr von Chavailles sei in Folge eines Treffens verschwunden und man glaube, er habe unter den kaiserlichen Truppen Dienste genommen.«

»Der Elende! Er log nicht blos, sondern verleumdete auch!«

»Ich gab ihm meine Entrüstung zu erkennen. Er antwortete hierauf, die Behandlung, welche der Hof ohne Grund Herrn von Chavailles habe zu Theil werden lassen, sei wohl geeignet, auch die größte Geduld zu erschöpfen. Einige Tage darauf brachte er mir einen Brief von Mainz

datirt, in welchem Hector mir seine Absicht meldete, Dienste in Ungarn gegen die Türken zu nehmen und mich nach Deutschland kommen zu lassen, wenn es ihm gelänge, die Gunst des Kaisers zu erwerben.«

»Haben Sie das mit Ihren eigenen Augen gelesen?«

»Leider ja — es war die Handschrift des Herrn von Chavailles; es war auch sein Wappen.«

»Da steckt irgend ein verabscheuungswürdiger Verrath dahinter.«

»Das dachte ich auch immer, aber wie konnte ich meine Zweifel aufklären?«

»Und erhielten Sie nach diesem von Mainz datirten Briefe deren noch mehrere?«

»Ja, noch einen aus Wien, in Oesterreich geschrieben.«

»Das ist seltsam.«

»Dieser letztere meldete mir, daß Herr von Chavailles nach der Grenze abreiste und von dem Kaiser ein Croatenregiment erhalten hätte. Der Brief war sehr kurz und dies war der letzte.«

»Wie! Dann haben Sie nichts weiter gehört?«

»Nein, nichts weiter. Des langen Harrens müde hörte ich auf, den Qualen, die auf mich einstürmten, Widerstand zu leisten, und wie ein Rohr, welches sich dem Willen des Windes beugt, überließ ich mich meinem bösen Schicksale. Gerade zu dieser Zeit geschah es, daß die Priorin dieses Klosters zufällig nach Port-Royal-des-Champs kam; sie sah meinen Vater, erkannte ihn, hatte Mitleid mit uns und bestimmte uns, ihr hierher zu folgen, indem sie uns von den nur zu gegründeten Gefahren unterrichtete, welche dem Hause der Jansenisten drohten. Sie hatte mei-

nen Vater früher in Paris kennen gelernt. Er hatte das Glück gehabt, ihrer Familie einige Dienste zu leisten. Sie hat das nicht vergessen und bietet Alles, was in ihren Kräften steht, auf, um unsern Kummer zu lindern. Ueberzeugt, daß Hector mich vergessen habe, nahm ich mir vor, wenn mein Vater gestorben wäre, den Schleier zu nehmen und mich in dieses Asyl zu begraben.«

»Sie werden den Schleier nicht nehmen und Ihr Vater wird nicht sterben,« rief Cydalise. »Den Bösewicht, der Sie so lange hintergangen, werden wir entlarven. Hector ist in Versailles. Die Verbannung hat für ihn aufgehört — er erfreut sich der Gunst des Königs — er ist niemals in Mainz, in Wien oder bei den Türken gewesen.«

»Aber diese Briefe — diese Briefe!« sagte Christine.

»Auch dieses Geheimniß werden wir durchdringen. Eine Schlange hat sich zwischen Sie und ihn geschlichen — wir werden ihr den Kopf zertreten.« 2–3 mal!

Nachdem Christine alle Fragen Cydalisens beantwortet, kam die Reihe des Fragens in Bezug auf eine Menge ihr unbekannte Thatsachen an sie. Cydalise erklärte ihr, warum Herr von Chavailles fünf Jahre in Flandern geblieben und daß er ihr zwanzig, ja vielleicht hundertmal geschrieben, ohne ein einziges Mal Antwort zu erhalten.

»Und dennoch habe ich keine Gelegenheit versäumt, ihm zu schreiben. Ach, es war ja dies die einzige Entschädigung meines Herzens!« rief Fräulein von Blettarins.

»Und sehen Sie denn nicht, daß die Briefe durch den Mann, dem Sie sie vertrauten, zurückbehalten wurden?« sagte Cydalise.

Hierauf theilte sie Christinen den Argwohn mit, welchen Hector hegte, und erzählte ihr von dem Chevalier.

Bei diesem Worte faltete Christine die Hände.

»Nun verstehe ich die Sprache und die Manieren dieses Mannes,« sagte sie. »Aber dies erklärt nicht, wie er das von Hector seinem Diener Coq-Héron im Augenblicke seiner Abreise nach Flandern übergebene Billet in seine Hände bekam.«

Cydalise zuckte die Achseln.

»Glauben Sie, daß der Chevalier der Mann ist, welcher vor einer Gewaltthat zurückbebt?« fragte sie. »Doch lassen wir die Vergangenheit, welche die Zeit entschleiern wird, und beschäftigen wir uns mit der Zukunft. Wir werden ein Mittel finden, Sie zu vereinigen.«

»Hoffen Sie das?« fragte Christine, indem sie ihre schüchternen Blicke auf die Vertraute richtete.

»Ich hoffe es nicht blos, ich bin dessen gewiß,« entgegnete die Schauspielerin. »Kennen Sie nicht das alte Sprichwort: »Des Weibes Wille ist Gottes Wille?«

»O,« entgegnete Christine mit ein wenig ungläubiger Miene, »darüber ließe sich viel sagen.«

»Wohlan, wenn noch kein Mittel vorhanden ist, so werden wir eins erfinden.«

»Nehmen Sie diese Sorge über sich?«

»Ja.«

Christine umarmte Cydalise, ohne zu antworten.

Letztere, welcher dieser Schwesterkuß neuen Muth verlieh und sie noch mehr in dem Entschluß bestärkte, die beiden Liebenden zu vereinen, wollte eben einen rasch ersonnenen Plan auseinandersetzen, als in dem Vorgemache des

Sprachzimmers sich Tritte hören ließen. Christine legte Cydalisen die Hand auf den Mund.

»Ich kenne diesen Tritt,« murmelte sie; »er ist es.«

»Der Chevalier?« sagte Cydalise.

»Ja.«

»Wohlan, es wird mir nicht unlieb sein, meine Bekanntschaft mit diesem häßlichen Menschen zu erneuern.«

»Nein, ich bitte, lassen Sie mich zuerst mit ihm sprechen und ihn zur Rede stellen.«

»Liegt Ihnen daran?«

»Ja, sehr viel. Verstecken Sie sich hinter diesen Vorhang und kommen Sie nicht eher zum Vorschein, als bis ich Sie rufen werde.«

Cydalise schlüpfte hinter den Vorhang, welcher das Gitter des Sprechzimmers bedeckte, und Christine schickte sich an den Chevalier zu empfangen.

Dieser hatte so eben den Tapetenvorhang gehoben, welcher das Sprechzimmer von einer Art Wartezimmer trennte.

Es war wirklich derselbe Mann, welchem Herr von Chavailles in Begleitung der Herren von Riparfonds und Fourquevaux bei dem Herzoge von Mazarin begegnet war.

Er war schwarz gekleidet und besaß immer noch dieselbe ernste Miene wie früher. Er schien nicht älter geworden zu sein und die fünf abgelaufenen Jahre waren an ihm vorübergegangen, ohne auf seinem Gesichte mehr Spuren zurückzulassen, als eine durchsichtige Welle auf einem glatten Felsen.

Christine betrachtete den Chevalier mit Aufmerksamkeit, als ob sie ihn noch niemals gesehen hätte. Der stolze und kalte Ausdruck dieses bleichen Gesichtes machte sie be-

troffen. Jetzt wußte sie, woran sie sich in Bezug auf den Gast ihrer Einsamkeit zu halten hatte, und sie wunderte sich, daß sie ihm so lange ihr Vertrauen hatte schenken können.

Sie schauderte wie beim Anblicke einer Schlange und raffte in ihrem Herzen alle ihre Kräfte zu dem bevorstehenden Kampfe zusammen.

Der Chevalier warf, indem er eintrat, einen raschen Blick im Zimmer umher und verneigte sich dann.

»Ich fürchtete beinahe Sie zu stören, Mademoiselle,« sagte er. »Die Schließerin versicherte mich, Sie wären nicht allein.«

»Die Person, welche bei mir war, hat mich vor einem Augenblicke verlassen,« antwortete Christine.

Sie hatte sich anfänglich vorgenommen, das Gespräch auf Herrn von Chavailles zu bringen und zu hören, was der Chevalier dazu sagen würde; die Freude aber, welche in ihr überwallte und auf ihrem Gesichte strahlte, machte ihr sehr bald begreiflich, daß es eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe sein würde, sich so zu verstellen.

Der Chevalier war vor ihr stehen geblieben und sah sie an.

»Noch niemals sind Sie mir schöner erschienen,« hob er an. »Es scheint der Gedanke an etwas Außerordentliches Sie zu beschäftigen und der Besuch der Person, von der Sie sprachen, muß Ihnen ein lebhaftes Vergnügen bereitet haben.«

»Ja, ein sehr lebhaftes Vergnügen.«

»War es eine Person, die Sie nicht zu sehen erwarteten?«

Christinens Herz zuckte vor Entrüstung.

»Sie haben es gesagt, mein Herr,« antwortete sie

mit zitternder Stimme, »und diese Person hat mir Nachrichten gebracht, die ich nicht mehr zu hoffen wagte.«

»Sie entzücken mich, Mademoiselle,« sagte der Chevalier mit seinem gewohnten kalten Lächeln; »werde ich mich einer Indiscretion schuldig machen, wenn ich frage, worin diese Nachrichten bestehen?«

»Herr von Chavailles ist in Versailles,« antwortete Christine, indem sie die Augen auf den Chevalier heftete.

»Ah!« entgegnete dieser mit ruhiger Miene.

»Nach der geringen Ueberraschung, welche Sie an den Tag legen, zu urtheilen, ist seine Rückkehr Ihnen bereits bekannt gewesen.«

»Das ist wohl möglich.«

»Dann werde ich Sie wahrscheinlich ebenso wenig in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen mittheile, daß Herr von Chavailles Oberst ist, aber Oberst im Dienste des Königs von Frankreich und nicht in dem des Kaisers von Deutschland.«

»Um so besser.«

»Sie wissen vielleicht auch, daß er niemals Flandern verlassen hat, daß er in Mainz ebenso wenig gewesen ist als in Oesterreich und in Ungarn und daß er an den Hof zurückgekehrt ist, um sich nicht wieder von demselben zu entfernen.«

»Wie ich bemerke, sind Sie sehr gut unterrichtet.«

»Also versuchen Sie nicht zu läugnen!« rief Fräulein von Blettarins, ihrem Zorne die Zügel schießen lassend.

»Nein, durchaus nicht.«

Die Kaltblütigkeit des Chevaliers zeigte Christinen die Schwärze dieses heimtückischen Gemüthes.

»Dann haben Sie also früher gelogen?« hob sie wieder an.

»Und warum nicht?« sagte er mit spöttischer Miene.

Christine schaute ihn unverwandt an.

»Die Verachtung, die ich in meiner innersten Seele gegen Sie empfand, hatte mich also nicht getäuscht,« sagte sie.

»O, Mademoiselle, machen wir, wenn es Ihnen beliebt, keinen Gebrauch von so häßlichen Worten.«

»Ja, ich habe Unrecht, — es gibt Worte, welche die Lippen eines Weibes niemals besudeln sollten. Ist man aber wohl Herr der Entrüstung, welche ein redliches Gemüth bei dem Gedanken an so viele schwarze, von dem Geiste des Bösen begangene Verbrechen ergreift?«

»Da kommen Sie schon wieder auf diese Ausdrücke zurück! Ach, Mademoiselle, Sie würden dieselben nicht anwenden, wenn Sie mich kennen gelernt hätten.«

»Sie kennen gelernt! Weiß ich vielleicht nicht, daß Sie mich belogen haben, daß Sie nicht —«

»Coq-Héron sind? Das versteht sich von selbst, aber was kommt auf den Namen an? Ein Name ist ein Nichts, der Mensch ist Alles. Wollen Sie nun, daß ich Ihnen sage, worin Ihre Pläne bestehen? Ich errathe sie, als wenn ich in Ihrem Herzen lesen könnte. Sie werden Herrn von Chavailles und zwar durch Vermittlung der Person, welche Ihnen so eben ihren Besuch gemacht hat — von Ihrer Anwesenheit hier unterrichten und ihn bitten, schleunigst herbeizukommen. Er liebt Sie, er wird herzueilen, und sobald Sie wieder beisammen

sind, werden Sie so schnell als möglich den Abschluß Ihrer früher verhinderten Vermälung betreiben.«

»Und durch wen ward sie verhindert? Durch Sie vielleicht?«

»Ja, durch mich.«

»Sie gestehen es, mein Herr?«

»Ich lüge niemals, wenn ich nicht durch etwas dazu genöthigt werde.«

Der Cynismus dieses Menschen erschreckte Christine, aber die Energie ihres Charakters, die mit der Gewißheit, immer noch geliebt zu werden, zurückgekehrt war, hielt sie aufrecht.

»Fahren Sie fort,« sagte sie, »und wir wollen sehen, ob ich Sie bis ans Ende errathen werde.«

»Es wird mir leicht sein, Sie zufrieden zu stellen,« hob der Chevalier mit derselben Kaltblütigkeit wieder an. Dann setzte er hinzu:

»Sobald Sie verehelicht sind, werden Sie sich dem Könige zu Füßen werfen und ihn um Begnadigung Ihres Vaters bitten, der dann auch der Vater des Herrn von Chavailles geworden ist. — Habe ich Recht?«

»Vollkommen.«

»Der Plan ist allerliebst, unglücklicherweise aber haben Sie die Rechnung ohne mich gemacht.«

»Wer sind Sie denn, daß Sie das Gelingen einer Sache verhindern können, welche wir alle Beide wollen?«

»Wer ich bin? Diese Frage ist ein wenig indiscret — das werden Sie selbst zugeben. Deshalb werden Sie erlauben, nicht darauf zu antworten, aber so wie ich bin,

glauben Sie nur, daß ich so ziemlich Alles kann, was ich will.«

Die Stimme des Chevaliers war so klar und bestimmt, sein Blick so fest und ruhig, seine Geberde so gemäß, daß Fräulein Blettarins unwillkürlich schauderte.

»Aber,« sagte sie, indem sie sich zwang, eben so ruhig zu scheinen als er, »warum sollten Sie sich einem Vorhaben widersetzen wollen, welches zwei Menschen glücklich macht, ohne Ihnen Schaden zuzufügen?«

»Warum? Sie wollen wissen warum?« hob der Chevalier wieder an. »O, das kann ich Ihnen wohl sagen. — Da Sie das Gespräch einmal hierauf gebracht haben, so wollen wir, wenn es Ihnen beliebt, mit Muße von verschiedenen Dingen sprechen, welche Sie noch nicht wissen, aber welche zu wissen für Sie gut sein wird.«

Und mit diesen Worten bot der Chevalier kaltblütig und mit vollkommenem Anstande Christinen, welche stehen geblieben war, einen Stuhl und nahm dann selbst Platz.

Cydalise horchte aufmerksam, und nachdem der Chevalier einen Augenblick geschwiegen, knüpfte er die Unterredung mit folgenden Worten wieder an:

Siebentes Capitel.

Zwei gegen Einen.

»Sie fragen mich, Mademoiselle,« sagte der Chevalier, »warum ich mich der von Ihnen beabsichtigten Heirat mit allen Kräften widersetzen werde. Nicht wahr, das wünschten Sie zu wissen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Christine bewegter, als sie scheinen wollte.

»Der Grund ist sehr einfach. Ich widersetze mich diesem Projecte, weil ich Sie liebe.«

Christine schrak zusammen wie ein Kind, welches plötzlich auf dem Grase den flachen Kopf einer Schlange sich erheben sieht.

»Und ich liebe Sie, weil ich Herrn von Chavailles hasse,« fuhr der Chevalier fort.

Christine fuhr erschrocken zurück.

»Dies nimmt Sie Wunder,« hob er wieder an. »Wenn Sie mich aber werden kennen gelernt haben, dann wird Sie nichts mehr von mir überraschen.«

»Aber,« sagte Fräulein von Blettarins, »warum hassen Sie Herrn von Chavailles?«

»Ich könnte mich darauf beschränken, Ihnen zu antworten, daß ich ihn hasse, weil Sie ihn lieben, aber dies ist nicht der wahre Grund.«

»Was hat er Ihnen gethan? Wo haben Sie ihn gekannt? Wie hat er Sie beleidigen können?«

»Das sind viele Fragen auf einmal und ich bedauere, nicht alle beantworten zu können. Es genüge Ihnen zu wissen, daß das Leben des Herrn von Chavailles mit dem meinigen mehr verflochten ist, als Sie glauben. Dies ist jedoch jetzt nicht die Frage. Diese dreht sich vielmehr um Ihre Projecte, und hierüber habe ich mir vorgenommen, mit Ihnen zu sprechen.«

»Wenn Sie es thun, um mich auf andere Meinung zu bringen, so muß ich Ihnen im Voraus sagen, daß Ihre Mühe vergebens sein wird, mein Herr.«

»Hören Sie mich erst.«

»Was kann es nützen?« fragte sie, indem sie Miene machte, sich zu erheben.

Der Chevalier hielt sie durch eine Geberde zurück.

»Ich bitte Sie blos um eine Stunde — Sie, die Sie zu Gunsten eines Andern über Ihr ganzes Leben verfügen wollen,« hob er wieder an, »dann erst werden Sie sich aussprechen.«

»Eine Stunde — gut, es sei,« antwortete Christine; »eine Stunde, die, glaube ich, die letzte sein wird.«

»Uebereilen Sie sich nicht in Ihrem Urtheile.«

»Wohlan, zur Sache, mein Herr,« antwortete Christine mit stolzer Miene.

»Ich komme sogleich darauf und werde nicht wieder davon abweichen. Sie haben gesehen, was ich vermag. Ihre verhinderte Vermälung, die Abreise des Herrn von Chavailles nach Flandern, sein Aufenthalt daselbst, seine Trennung von Ihnen — alles dies war mein Werk. Beurtheilen Sie darnach, was ich noch thun kann.«

»Viel Böses, das glaube ich.«

»Sie haben es gesagt; aber bemühen Sie sich nicht, die Ursache dieser Macht zu suchen, Sie würden sie nicht finden. Sie ist vorhanden, dies genügt. Glauben Sie nun, daß ich meine Pläne aufgeben werde, weil der Zufall gewollt hat, daß mein Feind wieder bei Hofe erscheine? Dieser Irrthum wäre groß, und Sie würden das sehr bald selbst einsehen.«

»Thun Sie, was Sie wollen — was fragen wir darnach? Hector ist ja jetzt zugegen.«

»Sie unterbrechen mich zu bald, Mademoiselle. Herr

von Chavailles ist wo ich bin. Der Kampf wird fortgesetzt, aber ich sage Ihnen im Voraus, die Waffen sind nicht gleich. Erstens kenne ich ihn, aber er kennt nicht mich, und dann hat Herr von Chavailles eine Menge Vorurtheile, woran seine Erziehung Schuld ist. Er macht nur von ehrlichen Waffen Gebrauch — Sie sehen, daß ich mich vor keinem Worte scheue — von offenen, loyalen Waffen, von den Waffen eines Edelmannes und Soldaten. Ich dagegen bediene mich aller, welche mir den Sieg erringen können — aller, verstehen Sie mich wohl? — aller!«

»Sie gebrauchen Ausdrücke, die unmöglich mißzuverstehen sind.«

»Ich thue dies absichtlich, damit Sie mich richtig verstehen, und dann mit vollständiger Sachkenntniß urtheilen können.«

»O, ich fange an, Sie zu kennen, mein Herr!«

»Gut — dies vorausgesetzt, werden Sie selbst zugeben, daß es Herrn von Chavailles sehr schwer sein wird, Widerstand zu leisten. Was würden Sie wohl von einem Manne sagen, der sich nackt einem Geharnischten entgegenwürfe? Und dennoch ist dies das richtige Bild des Kampfes, den wir zu unternehmen im Begriffe stehen.«

Christine schauderte bei diesen Worten.

»Ha!« sagte sie, »Sie erfüllen mich mit Entsetzen.«

»Dies ist gewöhnlich das Gefühl, welches man bei den Frauen erweckt, wenn man ihnen die Wahrheit sagt,« antwortete der Chevalier kalt. »Sie sehen, daß ich in Bezug auf die Mittel nicht wählerisch bin. Wenn man es mit einem Gegner zu thun hat, der um jeden Preis das gesteckte Ziel erreichen will, dann ist man verloren. Die Gunst des Königs,

die einflußreiche Freundschaft des Marquis, seine Jugend, seine Tapferkeit, die Anhänglichkeit derer, die ihn umgeben, nichts wird ihm etwas helfen. Ich wollte ihn einmal umbringen — wenigstens umbringen lassen — Sie werden bleich. O, fürchten Sie nichts — ich hatte thörichterweise meinem Zorne einen Augenblick lang Raum gegeben. Die Kugel, welche klüger war als mein Haß, ging ihm einen Fuß hoch über dem Kopfe hinweg. Ich hatte Zeit, mir die Sache zu überlegen, und anstatt Herrn von Chavailles in seinem Fleische zu verwunden, zielte ich nun auf seine Seele. In seiner Liebe traf ich ihn, und ich kann sagen, daß seit fünf Jahren kein Tag vergangen ist, an welchem er nicht moralisch gestorben wäre. Ich hatte einen leeren Raum um ihn herum geschaffen. Als aufmerksame Schildwache blieb ich in Ihrer Nähe. Fünf Jahre lang hat er in banger Hoffnung, geheimer Verzweiflung und unsicherer Erwartung gelebt, und jetzt wollen Sie in wenigen Stunden das Werk von fünf Jahren umstürzen? Ich sagte es Ihnen schon, Mademoiselle: Sie haben die Rechnung ohne mich gemacht.«

Christine hörte den Chevalier mit Furcht und Entsetzen. Dieser Mann war wie von Erz. Kaum war ein leichtes Zittern in seiner Stimme bemerkbar, während er diese letzten Worte sprach. Seine Gesichtsfarbe blieb dieselbe, die Augen behielten denselben bleichen Schein, seine Stirne dieselbe Unerschütterlichkeit.

»Dies ist noch nicht Alles,« fuhr der Chevalier nach einer Pause fort. »Die Gewohnheit, uns zu sehen, hat in mir eine Liebe erzeugt, die ich für unmöglich hielt.«

Christine machte eine Geberde der Entrüstung.

»Sprechen Sie mir von Ihrem Haß, mein Herr,« sagte

sie, »ich werde Sie hassen lernen, ich, die ich noch Niemanden gehaßt habe, aber wagen Sie nicht, mit mir von Liebe zu sprechen! Genug darüber — das Wort ist schon zu viel.«

»Dies ist ein Geständniß, welches keine Aehnlichkeit mit denen hat, welche man den Frauen ins Ohr zu stammeln pflegt; deshalb können Sie es anhören, ohne daß Ihre Schamhaftigkeit dadurch beleidigt wird,« antwortete der Chevalier mit derselben Kaltblütigkeit. »Wenn ich Sie liebe, so geschieht es, um Sie meinem Feinde zu entreißen — es geschieht — warum sollte ich es nicht sagen? — es geschieht, um mich zu rächen Wären Sie Herrn von Chavailles fremd, so hätte ich Sie vielleicht nicht beachtet.«

»Wenn meine Liebe zu Hector nicht über Allem erhaben wäre, so würden Sie mich vielleicht bedauern machen, ihn kennen gelernt zu haben,« sagte Christine im Tone der Verachtung.

»Aber ich habe Sie gesehen, ich habe Sie genau kennen gelernt, Ihre Anmuth, Ihr Geist, Ihre Schönheit haben mich bezaubert und ich liebe Sie,« hob der Chevalier wieder an, ohne, wie es schien, auf Christinens Unterbrechung zu achten.

»Und in welcher Beziehung kann mich dies berühren?« fragte sie mit der Miene einer Königin.

Der Chevalier runzelte die Stirne.

»Sie sollen es sogleich erfahren,« hob er wieder an. »Ich verlangte nur eine Stunde von Ihnen, es bleiben mir noch fünfzehn oder zwanzig Minuten und so lange werden Sie mich noch anhören.«

»Es sei, aber ich sage Ihnen im Voraus — nicht eine Secunde länger.«

»Dessen bedarf ich auch nicht. Die Frage steht zwischen Herrn Chavailles und mir,« fuhr der Chevalier fort.

»Sie irren sich; selbst wenn Herr von Chavailles todt wäre, würden Ihre Aussichten keine besseren sein.«

»Da die Frage so steht,« hob der Chevalier wieder an, gerade als ob Christine nicht gesprochen hätte, »so kann sie blos durch Sie gelöst werden. Wenn Sie bei Ihren Plänen beharren, so eröffnet sich zwischen Herrn von Chavailles und mir ein unversöhnlicher Krieg«

»Der Krieg ist sein Handwerk,« sagte Christine stolz; »er wird ihn führen.«

Der Chevalier schüttelte den Kopf. — 2–3 mal.

»Dieser Krieg wird keine Aehnlichkeit mit anderen haben — Herr von Chavailles wird unterliegen.«

»So viel ich weiß, sind Sie nicht der Gebieter des Schicksales.«

»Entsagen Sie ihm dagegen, nun dann will ich mich dazu verstehen, ihn zu vergessen. Ich will Ihnen meinen Groll zum Opfer bringen und glauben Sie mir, es ist das größte, welches in meiner Macht steht.«

»Ich kenne Hector,« antwortete Christine, deren Augen von einem ungewöhnlichen Feuer erglänzten, »und ich weiß, daß selbst die Gewißheit des Todes ihn nicht bewegen würde, mir zu entsagen.«

»Deshalb richte ich meine Worte auch nicht an ihn.«

Christine betrachtete den Chevalier mit einem Blicke tiefer Verachtung. — 2–3 mal.

»Glaubten Sie vielleicht, daß Sie mich fügsamer und gefälliger finden würden?« fragte sie.

»Ich glaubte, Sie würden sich, wenn auch nicht von

Ihrer Klugheit, doch wenigstens durch die Liebe zu Ihrem Vater bewegen lassen, das zu thun, was ich Ihnen rathe.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Etwas sehr Einfaches. Herr von Blettarins ist hier —«

»Nun und?« fragte Christine unruhig.

»Es schwebt, wie Sie wissen, über ihm eine Anklage, die man wieder geltend machen kann.«

»O, mein Herr,« rief Fräulein von Blettarins, indem sie sich erhob; »ich hätte nicht geglaubt, daß die Feigheit so weit gehen könnte.«

»In welcher Beziehung können meine Worte Sie überraschen?«

»Sie würden es also wagen, einen Greis zu denunciren?«

»Ja, ich würde es wagen.«

Christine taumelte. Der gläserne Blick des Chevaliers war fest auf sie gerichtet, aber stärker als ihre Angst, richtete sie sich empor und trotzte kühn diesem Blicke, aus welchem fahle Blitze auf sie hervorzuckten.

»Mein Vater schätzt seine Ehre höher als sein Leben,« sagte sie. »Wissen Sie daher, daß er es nicht um den Preis einer Feigheit erkaufen würde. Wenn ich mich je dazu verstünde, Ihrem Vorschlag Gehör zu schenken, so würde er mir fluchen und seine Verachtung wäre mein Erbtheil.«

Der Chevalier stutzte und zuckte ein wenig zusammen.

»Gehen Sie, mein Herr,« hob Christine wieder an, »Gott ist mit uns und wird uns schützen.«

Der Chevalier hatte sich jedoch schon wieder gefaßt. Er lächelte ironisch und verneigte sich.

»Ist das Ihr letztes Wort, Mademoiselle?« fragte er.

»Ja, es ist mein letztes Wort. Sehen Sie sich die Thüre dieses Hauses genau an und betreten Sie die Schwelle desselben nie wieder!«

»Sie heißen mich also gehen?«

»Ich glaube mich deutlich genug ausgesprochen zu haben, mein Herr. Hätten Sie mich wirklich nicht verstanden?«

»Wohlan,« antwortete der Chevalier, »Leute meiner Art weichen zuweilen einige Schritte zurück, aber blos, um einen desto bessern Anlauf zu nehmen. Leben Sie wohl Mademoiselle — ich nehme die Hoffnung mit, daß wir uns wiedersehen werden.«

Er verneigte sich tief und verließ das Zimmer. Kaum hatte er die Thüre des Sprechzimmers hinter sich, so schlug Cydalise den Vorhang, der sie verbarg, auf die Seite und kam auf Christinen zugeeilt.

Diese, welche bleicher war als eine Statue, stützte sich auf die Lehne des Stuhles.

»Der Elende!« rief Cydalise. »Er ist eben so widerwärtig als boshaft.«

Christine ließ ihren Kopf auf die Schulter der Freundin sinken und brach in Thränen aus. Jetzt, wo ihr Stolz sie nicht mehr aufrecht hielt, überließ sie sich ganz der Schüchternheit ihres Alters und der Schwachheit ihres Geschlechtes.

Cydalise küßte sie tausendmal und gab ihr die süßesten Namen. Sonst nicht so leicht einem Eindrucke nachgebend, ward sie doch durch den Anblick dieser Jugend und Schönheit im Vereine mit dem Unglücke in der innersten Seele gerührt. Sie weinte auch und wußte nicht, was sie thun sollte,

um ihrer neuen Freundin wieder ein wenig Muth einzuflößen.

»Dieser gräßliche Mensch,« sagte sie. »Welch ein Schauder durchrieselt mich bei seinen Worten! Welcher Cynismus und welche fluchwürdige Kaltblütigkeit. Und dieser Mann erlaubt sich Sie zu lieben! Er hat also ein Herz? Wer sollte das ahnen? Warum gestattet der gute Gott, daß solche Geschöpfe sprechen, fühlen und handeln wie wir? Oft habe ich auf der Bühne Personen darstellen sehen, welche Schrecken einflößten, aber keiner von ihnen kam diesem Menschen an Bosheit gleich. Glauben Sie, daß er eine Mutter habe? Ich für meine Person bin überzeugt, daß diese nur eine Tigerin sein kann.«

»Nicht wahr, Sie werden Hector benachrichtigen?« sagte Christine, ihre Thränen trocknend.

»Ob ich ihn benachrichtigen werde. Wie können Sie daran zweifeln?«

»Sie werden ihm sagen, was Sie gesehen und gehört haben!«

»Ja, ja.«

»Und sobald es geschehen kann.«

»Verlassen Sie sich auf mich.«

»Habe ich wohl daran gethan, der Entrüstung meines Herzens gemäß zu antworten?«

»Sehr wohl.«

»Vielleicht wäre es besser gewesen, sich diesem Menschen gegenüber zu verstellen und durch erheuchelte Unterwürfigkeit die Gefahren abzuwenden, welche Herrn von Chavailles drohen.«

»Nein, nein! Gerade dies würde Herr von Chavailles Ihnen niemals verziehen haben.«

»Dies dachte ich mir auch und ließ mich dadurch bestimmen. Ich glaube, er würde lieber tausendmal sein Leben auf's Spiel setzen, als mich freiwillig aufgeben. Ich beurtheilte sein Herz nach dem meinigen.«

Diese so einfache aus dem Herzen kommende Sprache entzückte Cydalise, welche, gleich allen Frauen ihres Standes, es liebte, in dem wirklichen Leben den Ausdruck der Gefühle wiederzufinden, welche sie gewohnt war, auf der Bühne darzustellen. Obschon dem Instincte nach nicht sehr sentimental und romantisch, liebte sie es doch sehr, hier und da in der Welt jenen großen Leidenschaften zu begegnen, welche in Romanen und heroischen Dramen die Hauptsache sind.

Sie hatte nicht die Absicht, sie ebenfalls in Ausübung zu bringen, aber sie verstand die Sprache derselben sehr wohl, und dies genügte ihr, um ihr Gemüth zu erheben.

Sie umschlang Christinens Hals und küßte sie wiederholt.

»Sehen Sie,« rief sie im Uebermaße ihres Entzückens, »wenn ich ein Mann wäre, so ließe ich für Sie das Leben!«

»Ich verlange Ihren Tod nicht — leben Sie vielmehr, leben Sie um mich ihm zu nähern.«

»Ich werde nicht verfehlen es zu thun. Ha, er will den Krieg, dieser Elende; wohlan, er soll ihn haben! Wovor sollten wir uns im Grunde genommen fürchten? Er ist nur ein Mann und wir sind zwei Frauen. Wenn wir nicht sehr ungeschickt zu Werke gehen, können wir nicht umhin, den Sieg zu gewinnen.«

»Ach,« sagte Christine, »meine größte Traurigkeit be-

ruht in dem Gedanken an meinen Vater. Hörten Sie die grausamen Drohungen dieses Menschen, und war es so vielen Gefahren gegenüber nicht meine Pflicht, mich zu opfern?«

»Nein, tausendmal nein. Ihr Vater hätte dem Tode den Vorzug gegeben vor der Schande, der Verwandte eines solchen Verworfenen zu werden. Der Chevalier sprach davon, ihn zu denunciren, aber Gott sei Dank, andere weit einflußreichere Person werden auf Hectors Bitte für ihn sprechen. Man wird sein hohes Alter, sein langes Unglück geltend machen und wir werden den Sieg davontragen. Das gute Recht hat auch seine Kraft. Wenn es sein müßte, würden wir uns dem König zu Füßen werfen — Sie, Herr von Chavailles, Coq-Héron, der Graf von Fourquevaux — alle und ich dazu, und ich möchte wissen, wie Seine Majestät es anfangen sollte, unseren Bitten nicht nachzugeben!«

Christine betrachtete Cydalise und sog ihr jedes Wort von den Lippen. Die Schauspielerin ward warm bei dem Gedanken an einen Kampf und hatte schon ihre ganze Heiterkeit und Keckheit wieder gefunden.

»Und um was handelt es sich, beim Licht besehen?« hob sie wieder an. »Um weiter nichts, als die Anschläge eines Eifersüchtigen zu vereiteln. Dies ist schon mehr als einmal gelungen und wird noch öfter gelingen. Sie kommen mir vor wie eine Prinzessin in einem Feenmärchen, welche ein böser Zauberer in einen Thurm eingesperrt hat. Draußen steht ein schöner junger Ritter, welcher vor Begier brennt, Sie zu befreien. Sie kennen den Ritter, ich bin ein kleiner Page. — Lassen Sie ihn nur machen.«

»Ich verlange nichts Besseres.«

»Und der kleine Page wird zwischen der Prinzessin und ihren Geliebten die Stelle eines Bindestrichs vertreten.«

Christine drückte Cydalisen die Hände.

»Lassen Sie hören,« sagte sie; »worin bestehen Ihre Projecte?«

»Das was ich gehört habe,« antwortete die Schauspielerin, »hat meinen Plan ein wenig modificirt. Einem Manne wie dem Chevalier gegenüber darf man nichts dem Zufalle überlassen. Anfangs wollte ich Sie mit mir von hier fortführen.«

»Wohin denn?«

»Das weiß ich selbst nicht. An Wohnungen fehlt es allerdings nicht, aber im Grunde genommen sind Sie hier besser aufgehoben als anderwärts, so lange wir nämlich nicht ein sicheres Asyl gefunden haben, in welchem Sie gegen die Nachstellungen Ihres Verfolgers vollständig geschützt sind.«

»Der Chevalier kennt meine jetziges Asyl — fürchten Sie nicht, daß er etwas gegen meine Freiheit unternehmen werde?«

»O, um die Bewohnerin eines Klosters zu entführen, bedarf es der Zeit und der Unterschrift des Königs und Dank sei dem Himmel, so weit hat unser Feind es noch nicht gebracht.«

»Gleichviel, ich werde weit ruhiger sein, wenn er meine Spur verloren hat.«

»Verlassen Sie sich auf uns. Sie sollen nicht lange mehr in Chevreuse sein. Hector hat mächtige Freunde — der Herzog von Riparfonds und wenn es sein muß, auch der Herzog von Orleans werden für Sie wirken. Verhalten Sie

sich daher nur ruhig, bald sollen Sie wieder Nachricht von uns erhalten.«

Als Cydalise Christinen verließ, gingen ihr tausend Projecte durch das erhitzte Gehirn — Projecte, die sie eben so schnell wieder aufgab, als sie dieselben faßte. Das, was sie am meisten fürchtete, war das Feuer und Ungestüm des Herrn von Chavailles, welches sich sicherlich nicht mehr zurückhalten ließ, wenn er von ihr Christinens Asyl erfuhr.

Deshalb beschloß sie ihm von Fräulein von Blettarins nicht eher etwas zu sagen, als bis sie, wo möglich, die Pläne des Chevaliers durchschaut hätte und wenn der Augenblick, zu handeln, da sein würde.

Herr von Chavailles befand sich während dieser Zeit in Marly. Sein Glück schien einen hohen Aufschwung zu nehmen.

Die Gunst des Königs deckte ihn und hinter diesem undurchdringlichen Schilde konnte er, wie seine Freunde glaubten, fortan den Pfeilen des Schicksals trotzen.

Herr von Fourquevaux sah ihn schon im Geiste als Marschall von Frankreich, als Ordensritter Seiner Majestät, als Herzog und Pair des Königreichs.

Nur Herr von Riparfonds ward über diesen raschen Aufschwung ein wenig unruhig.

»Ich liebe,« sagt er, »nicht dieses ungestüme Glück, welches mit einem Schlage gegen Himmel steigt. Es gleicht einigermaßen gewissen Blumen, welche in einer einzigen Nacht emporsprossen und blühen. Der mindeste Sonnenstrahl läßt sie verwelken, der erste Windstoß wirft sie nieder.«

Bei diesen Gelegenheiten faßte Herr von Fourquevaux seinen Freund Hector beim Arme und führte ihn hinweg.

»Lassen Sie,« sagte er, »lassen Sie diese finstere Philosophie. Die Natter der Melancholie hat ihn schon in der Wiege gestochen!«

Achtes Capitel.

Der Mann denkt, das Weib lenkt.

Eines Tages, als Herr von Chavailles von der Promenade zurückkehrte, begegnete er Coq-Héron auf dem Wege nach seinem Zimmer.

»Ei, ei!« sagte Paul Emil, »nach der Miene unseres Freundes zu urtheilen, wollte ich darauf wetten, daß er uns eine gute Nachricht mitzutheilen hat.«

»Hm!« sagte der Soldat, den Kopf schüttelnd, »eine Nachricht habe ich allerdings mitzutheilen, ob sie aber gut oder schlimm ist, das weiß ich nicht.«

»Handelt es sich um Christine? Sprich!« rief Hector.

»Nein — um Fräulein von Blettarins handelt es sich nicht,« antwortete Coq-Héron, »aber deswegen werde ich doch sprechen.«

»Nun, laß die Neuigkeit hören,« sagte Herr von Fourquevaux.

»Heute Morgen kam ein Mann in das Hotel des Herrn von Riparfonds, um nach Ihnen zu fragen.«

»Was für ein Mann?« fragte Hector.

»Ein Mann wie alle Männer — ziemlich gut gewachsen und mit grauwerdendem Haare.«

»Kennst Du ihn?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Weißt Du seinen Namen?«

»O, was das betrifft, ja. Sie haben mir ihn so oft genannt, daß ich ihn nicht leicht vergessen werde.«

»Nun, wie heißt er denn?«

»Bruder Jean.«

»Wie, der Einsiedler vom Berg Ventoux!« rief Hector ganz erstaunt.

»Es ist kein Irrthum möglich — muntere, rothe Gesichtsfarbe, breite Schultern, schöner Wuchs, das kühne Auge eines entschlossenen Schurken, eine starke Hand, schwarzes mit Weiß untermischtes Haar, joviale, lebenslustige Miene.«

»Parbleu!« rief Herr von Fourquevaux, »Du wirst mich mit ihm bekannt machen! Schon lange habe ich mich nach einer solchen Gesellschaft gesehnt.«

»Ich werde nicht verfehlen, gnädiger Herr,« hob der Diener wieder an.

»Was wollte er denn in dem Hotel des Herrn von Riparfonds?« fragte Herr von Chavailles.

»Er wollte zu Ihnen.«

»Also hat er mit mir zu sprechen?«

»Wie es scheint, ja. Es schien ihm sehr ärgerlich zu sein, daß er Sie nicht antraf, und ich nannte ihm hierauf meinen Namen.«

»Und der schöne Name, den Du trägst, hat ihn ohne Zweifel entzückt,« sagte Paul Emil.

»Sie wollen sich wohl über mich lustig machen, gnädiger Herr?« entgegnete Coq-Héron. »Wohlan, dieser Name

rief auf seinem Gesichte sofort den Ausdruck der Freude hervor.«

»Schon der bloße Name! In der That, man muß gestehen, daß Bruder Jean nicht schwer zu befriedigen ist.«

»Ah, Ihr seid also Coq-Héron!« sagte er zu mir. »Das freut mich sehr. Euer Herr hat sehr oft von Euch in Ausdrücken gesprochen, die mir den lebhaften Wunsch einflößten, Euch vorgestellt zu werden.«

»Der Kerl ist ja recht höflich!«

»Ihr seid,« fuhr er fort, »der rechte Mann, einen Auftrag an Herrn von Chavailles zu übernehmen, den ich liebe wie einen Sohn. Sagt ihm deshalb, daß ich heute Abend auf dem Pont-Neuf eine Zusammenkunft mit einem Manne habe, der sich schon vor fünf oder sechs Jahren einmal meiner bedient hat.«

»Das sagte er zu Dir?« rief Hector.

»Wort für Wort. O, was das Gedächtniß betrifft — da bin ich wie das Echo.«

»Sagte er weiter nichts?«

»Er sagte noch, Sie würden nicht versäumen, nach Paris zu kommen, um diesem Rendezvous beizuwohnen, weil Sie dort vielleicht Gelegenheit finden würden, ein bis jetzt unerklärliches Geheimniß zu durchdringen. Er bestand sehr auf diesem Wunsche.«

»Ist dies Alles?«

»Er sagte noch zu mir: »Ich bin der Bruder Jean, früher Eremit, gegenwärtig öffentlicher Beamter. Herr von Chavailles kennt mich sehr gut. Sollte er jedoch zufällig zögern, meiner Einladung zu entsprechen, dann, mein wür-

diger Coq-Héron, sagt ihm blos die vier Worte: »Die Wälder von Marly,« und er wird verstehen.«

»Ja, ja, ich verstehe.«

»Als Bruder Jean fortging, bot er mir die Hand und meiner Treu, ich drückte sie ihm!«

»Daran hast Du wohl gethan,« sagte Paul Emil.

»Er ist vielleicht ein großer Bösewicht, aber der Gedanke, daß er Ihr Leben geschont hat, während er Sie tödten konnte, und daß er Ihnen auch jetzt wieder einen Dienst zu leisten sucht, hat mir freundschaftliche Gesinnungen gegen ihn eingeflößt. In dem Augenblicke, wo er sich entfernte, drehte er sich noch einmal um, und sagte: »Möge euer Herr diese Gelegenheit nicht verfehlen — sie ist schön, und wenn er sie diesmal nicht ergreift, so findet er sie vielleicht nie wieder. Der Fuchs steckt im Baue — ich benachrichtige den Jäger!«

»Dies ist ein bildlicher Ausdruck, welchen man in die Worte übersetzen kann: »Ich bin dem Schurken auf der Spur — kommt, und dreht ihm den Hals um,« sagte Paul Emil.

»Sagtest Du nicht, um sieben Uhr, und auf dem Pont-Neuf?« fragte Herr von Chavailles.

»Ja, heute Abend um sieben Uhr auf dem Pont-Neuf. Bruder Jean wird sich in der Nähe des Kais auf der Seite der Rue Dauphine befinden.«

»Wohlan, wir werden uns einfinden!« antwortete Herr von Fourquevaux.

»Ah, Sie wollen auch hingehen?«

»Parbleu, wenn der Camerad aus dem Walde von

Marly zufällig noch einen Banditen von seiner Art mitbrächte, würde ich ihn gerne auf mich nehmen.«

»Sprechen Sie von Bruder Jean?« fragte Hector.

»Nein, von dem Anderen, dem Unsichtbaren. — Ich weiß nicht recht weshalb, aber zu Bruder Jean habe ich Zutrauen.«

»Und daran thun Sie ganz recht. Möge er übrigens sein wie er wolle, aber was er verspricht, das hält er.«

Paul Emil seufzte.

»Wie viele Leute, die man Ehrliche nennt, thun das nicht,« sagte er.

»Na,« sagte Paul Emil, »wir haben sonach vier bis fünf Stunden Zeit. Wechseln wir die Kleider und verlieren wir ein wenig Zeit und viel Geld in dem Cirkel der Frau Dauphine. Es gibt dort immer eine Anzahl Damen, welche weiter nichts wünschen, als sich zu amüsiren.«

»Ja, gehen wir,« wiederholte Herr von Chavailles. »Und Du, Coq-Héron, sieh zu, daß unsere Pferde zwischen fünf und sechs Uhr bereit sind.«

»Mein Herr Marquis, sie werden es schon um vier Uhr sein,« antwortete Coq-Héron.

Als die Herren von Chavailles und von Fourquevaux in der Spielgallerie erschienen, plauderten eine große Anzahl Herren und Damen des Hofes, die sich um die Prinzessinnen von Geblüt versammelt hatten, lebhaft mit einander.

Man unterhielt sich von den Kriegsnachrichten, die jetzt bei dem vorgerückten Stande der Jahreszeit sehr selten waren, und von jenen tausend Gerüchten, welche in einer müßigen und neugierigen Welt unaufhörlich umlaufen.«

Die Tische waren aufgestellt, die Karten zurechtgelegt,

die Sessel und Tabourets im Kreise herum arrangirt und die Anwesenheit des Königs, welcher es gern sah, wenn hoch gespielt ward, war Ursache, daß die Partien schnell zusammenkamen.

Die Dauphine setzte sich an einen der Tische, die Herzogin von Berry an einen andern, die Prinzen von Geblüt ahmten ihnen nach und die Edelleute, welche sich in der Gallerie befanden, zerstreuten sich da und dorthin, einige in die Nähe der Dauphine, andere in die des Dauphin, je nachdem sie ernster oder heiterer gestimmt waren.

Der Zufall wollte und vielleicht war auch Herr von Fourquevaux, der die Grazie und Heiterkeit der Herzogin von Berry liebte, die Ursache, daß Herr von Chavailles sich am Tische dieser jungen Prinzessin befand. Er stand ein wenig hinter ihr und von der Seite, so daß sie ihn nur sehen konnte, wenn sie die Augen herumdrehte.

Sie erkannte ihn und beantwortete seine Verbeugung durch eine freundliche Bewegung des Kopfes.

Paul Emil warf dem Marquis einen Blick zu, dieser Blick aber war so vielsagend, daß Herr von Chavailles sich nicht enthalten konnte zu lächeln und ein wenig die Achseln zu zucken.

Paul Emil that einige Schritte in den Cirkel der Höflinge, näherte sich dann Hector und flüsterte ihm ins Ohr:

»Spielen Sie nicht so sehr den Verächtlichen,« sagte er zu ihm. »Man kennt Leute, welche schon für die Hälfte des Grußes, den man Ihnen so eben gespendet hat, die Miene des pythischen Apollo annehmen würden.«

»Ach, das ist nichts als Geschwätz,« antwortete Hector ebenfalls leise.

»Ja, aber anbetungswürdiges Geschwätz, wie man es sein ganzes Leben lang hören möchte. Ich verstehe mich darauf.«

»Ich glaube nicht daran.«

»Hm,« sagte Paul Emil, die Stirne runzelnd, »ist das Bescheidenheit oder Discretion?«

Hector stand im Begriff zu antworten, als die Herzogin von Berry, die Augen auf ihn richtend, sagte:

»Was spricht denn Herr von Fourquevaux mit Ihnen?«

»Ach, etwas sehr Unbedeutendes, Madame.«

»Das kann ich mir wohl denken — aber dennoch möchte ich es wissen.«

»Wie soll ich Ihnen das sagen?« hob Hector ein wenig verlegen wieder an.

»Nun, ganz einfach so, wie Sie es gehört haben.«

»Nun, Madame, er übersetzte mir die Fabel von den schwimmenden Stöcken in ziemlich lebhafte Prosa. Sie wissen doch: Von weitem ist's etwas, in der Nähe aber nichts.«

»Das heißt, Madame,« unterbrach ihn Paul Emil, »Herr von Chavailles ist sehr starrköpfig. Ich zeige ihm Sterne und er behauptet hartnäckig, daß es Laternen seien.«

Die Herzogin von Berry ließ ihren Blick zwischen den beiden jungen Männern von einem zum andern schweifen.

»Herr von Fourquevaux drückt sich mit einer Sicherheit aus, welche zu seinen Gunsten spricht. Ueberlegen Sie sich die Sache besser, Herr von Chavailles — vielleicht hat er Recht.«

Hector stutzte und Paul Emil seufzte.

»Alle diese Geschenke,« murmelte er, sich zu seinem

Freunde neigend, »verschwendet man an Undankbare! — Sie ernten und ich, der ich es an Zärtlichkeit mit dem verliebtesten Schäfer aufnehme, ich gehe leer aus.«

»Nein, nein,« sagte Hector nachdenklich, aber leise, »die Prinzessin hat von dieser Flut von Vergleichen nichts verstanden — es ist unmöglich.«

»Lassen Sie doch! Die Frauen verstehen immer, und die Prinzessinnen sind doppelt Frauen.«

Die Herzogin von Berry hatte wieder angefangen zu spielen. Die Karten bewegten sich in ihrer Hand mit der Anmuth, die sie jedem Gegenstande mittheilte, den sie berührte. Das Gold rollte zwischen ihren Fingern und von Zeit zu Zeit ließ ein heiteres Gelächter, welches frisch und wohllautend klang, wie der Ton silberner Castagnetten, ihre Zähne hervorblitzen, die weißer und reiner waren als Elfenbein.

»Sie spielen nicht?« hob sie nach Verlauf eines Augenblicks wieder an, indem sie sich zu Herrn von Chavailles wendete.

»Gegen Sie zu spielen, würde ich niemals den Muth haben,« antwortete Hector, »für Sie zu spielen, hieße zu sicher spielen, denn Sie gewinnen ununterbrochen.«

»So daß Sie also, sei es nun aus Schüchternheit oder aus Tugend, nichts riskiren wollen. Aber nehmen Sie sich in Acht! Wer nichts wagt, gewinnt nichts.«

»Ein Wort, Madame, und ich wage Alles.«

»Ist das auch wahr?« entgegnete sie, indem sie den jungen Oberst mit bedeutsamem Blicke ansah.

»Versuchen Sie es, Madame, — für Sie oder gegen Sie, wie Sie wollen.«

»Nein. Ich werde mir eine solche Ergebenheit für bessere Gelegenheiten reserviren.«

»Soll das heißen, daß ich jetzt zu nichts tauglich bin?«

»Nein — Sie haben eine zu geringe Meinung von Ihrem Verdienste.«

»Wohlan, Madame, geben Sie mir dann einen Beweis vom Gegentheile.«

»Liegt Ihnen daran?«

»Ja, sehr viel.«

»Wohlan — dann ernenne ich Sie zu meinem Schatzmeister.«

»Ich nehme diese Ernennung an, obschon ich, die Wahrheit zu gestehen, in diesen Functionen ein ziemlicher Neuling bin.«

Ein glücklicher Stich im Spiele brachte der Prinzessin gegen hundert Louisd'or.

»Rasch,« rief sie lachend, »nehmen Sie Ihren Hut in beide Hände — so — und setzen Sie Alles gegen mich. — Ihr Hut wird mir als Schatulle dienen und ich werde meine Schätze hineinwerfen.«

Das Glück war der Herzogin von Berry günstig. Sie hatte einen großen Haufen Goldstücke vor sich liegen und bei jedem Stiche vermehrte sich derselbe.

Sie nahm die Goldstücke handvoll und warf sie in Hectors Hut.

Paul Emil beobachtete Alles und lächelte.

Das Spiel hatte seinen Fortgang und der Hut des Schatzmeisters ward immer schwerer unter der Wucht des Goldes.

Die Prinzessin sprach, lachte und bewegte ihre milch-

weißen Hände. Hector athmete den Parfüm ihrer runden glatten Schultern, begegnete ihren Augen, berührte beinahe ihr Gesicht und träumte viel, wenn er nicht dachte.

Plötzlich schlug auf einer Uhr die fünfte Stunde und schreckte ihn aus seiner Träumerei auf.

»Schon!« murmelte er.

Er wechselte einen raschen Blick mit Paul Emil.

Die Herzogin von Berry spielte immer noch. Hector hielt in seiner Hand den Schatz, welchen sie ihm anvertraut — die gesattelten Pferde warteten.

Bruder Jean konnte leicht ungeduldig werden und die Gelegenheit war dann verloren. Andererseits aber war es nicht galant von einem Cavalier, eine Prinzessin zu verlassen, die ihn zu ihrem Schatzmeister ernannt hatte.

Was sollte er thun? Hector glaubte, zwei Stunden seien eine längere Zeit, als er bedurfte, um von Marly zum Pont-Neuf zu gelangen, und er würde deshalb noch zeitig genug kommen, wenn er erst um sechs Uhr aufbräche.

Er winkte deshalb Paul Emil, welcher lächelte und auf seinem Platze stehen blieb. Paul Emils Lächeln schien zu sagen: »Ich kenne das schon. Du bist bei dem Capitel der Capitulationen und dieses wird Dich weit führen.«

Beim Spiele vergeht eine Stunde sehr schnell, und als es Sechs schlug, kam es Hector vor, als ob seit dem fünften Stundenschlage erst zehn Minuten vergangen wären.

»Zum Teufel!« sagte er.

Und seine Finger begannen die Krämpen seines Hutes zu drehen, von welchen sie sich nicht losmachen konnten.

Man tödtet einen Feind, der uns den Weg versperrt. Man empört sich gegen Hindernisse, welche sich unseren

Plänen in den Weg stellen; man kämpft gegen die Verlegenheiten, welche der Zufall oder Eifersüchteleien uns bereiten, aber man bricht nicht auf der Stelle mit einer jungen schönen Prinzessin, welche lächelt und uns mit sprechenden Blicken betrachtet.

Die Marter, welche Hector erduldete, war daher nicht ohne eine gewisse Süßigkeit. Gern hätte er den moralischen Zwang abgeschüttelt, der ihn an die Seite der Herzogin von Berry fesselte.

Er wünschte sogar im innersten Herzen einen Umstand herbei, der ihm die Freiheit zurückgäbe.

Da dieser Umstand aber nicht eintrat, so fügte er sich in sein Märtyrerthum mit einer Ruhe, welche zu Gunsten seiner Philosophie sprach.

Hector und Paul Emil wechselten abermals einen Blick der Unruhe einerseits und der Ironie andererseits, und Herr von Chavailles, welcher die geheimen Gedanken seines Freundes errieth, hob dann die Augen gegen Himmel, wie um diesen zum Zeugen seines guten Willens anzurufen.

Herr von Fourquevaux verzog ungläubig den Mund und schickte sich an auszuharren wie ein Mann, welcher Zeit vor sich hat.

Uebrigens konnte man, wenn man die Pferde ein wenig antrieb, immer noch zur rechten Zeit an dem Pont-Neuf ankommen.

In einer halben Stunde getraute sich Hector die Entfernung zurückzulegen, welche Marly von Paris trennt. Deshalb konnte man getrost noch eine halbe Stunde opfern.

Dann wußte Hector auch, daß Bruder Jean um Aufenthaltsmittel nicht verlegen war. Sicherlich wußte er es

möglich zu machen, den Mann, mit welchem er die Zusammenkunft hatte, aufzuhalten, und seine Geduld ging wegen einer Verzögerung von einigen Minuten sicherlich nicht sofort zu Ende.

Nach Ablauf einer Viertelstunde erhob sich die Herzogin von Berry.

Hector glaubte, der Augenblick der Befreiung sei nun da, seine Freude aber äußerte die eigenthümliche Wirkung, daß er seufzte.

Die Prinzessin wendete sich nach ihm herum.

»Ich attachire Sie an meine Person,« sagte sie mit dem verführerischsten Lächeln; »Sie werden hier bleiben.«

Hector verneigte sich, ohne zu antworten.

Paul Emils spöttischer Blick verfolgte ihn.

»Sie werden uns in den Garten begleiten,« fuhr die Prinzessin fort. »Der Abend ist wunderschön und wir werden promeniren und plaudern. Ich muß doch etwas thun, um Sie die Mühe vergessen zu machen, die ich Ihnen verursacht habe.«

»Welch' eine herrliche Belohnung für eine so reizende Mühe! Sie sind verschwenderisch, Madame!« antwortete Hector von Chavailles.

Er übergab seinen Schatz den Händen eines Pagen und folgte der Herzogin von Berry, welche in die Gärten hinunterging.

In dem Augenblicke, wo die Gesellschaft aus dem Schlosse trat, schlug es halb.

»Der arme Coq-Héron weiß nicht, woran er ist,« sagte Herr von Fourquevaux leise zu Herrn von Chavailles; »ich werde ihm rathen zu Bette zu gehen.«

»Nein, thun Sie das nicht! Wir reiten, was wir können und werden hoffentlich an Ort und Stelle kommen, ehe Bruder Jean mit seinem Manne fertig ist,« flüsterte Hector seinem Freunde in's Ohr.

»Die armen Pferde, sie werden für alle Welt bezahlen müssen,« murmelte Paul Emil.

Hector verließ den Spötter.

Schon begann der Schatten des Abends auf den Rasen hinzukriechen. Schon ward es dunkel in den Lauben. Der Abend war lau und der zweifelhafte Schein, welcher die Landschaft übergoß, erhöhte ihre Schönheit.

Der leichte, milde Wind, der in den durch den Herbst gelichteten Zweigen der Bäume rauschte; der Duft, der durch die Thränen des Thaues erfrischten Pflanzen die weichen Farben des Himmels, an welchem das Silberlicht der Dämmerung hinwegschwand; das melancholische Murmeln der tiefen Wälder, welche die Abhänge und den Kamm des Hügels bedeckten, die Geschmeidigkeit der mit Aromen geschwängerten Luft — alles machte die Seele für jene Stimmung geschickt, welche sie zu Mitschuldigen so vieler Schwächen und für alle Eindrücke empfänglich macht.

Eine kleine Gruppe Personen begleitete die Herzogin, welche über den Sand dahinschwebte wie eine Göttin auf Wolken. Hector war bei ihr.

Allmälig verlor sich die Gesellschaft und die Prinzessin blieb mit ihrem Schatzmeister allein in der Nähe einer Fontaine stehen, die zu den Füßen einer im Schilfe schlafenden Nymphe plätscherte.

»Sie sind ja stumm wie ein Traum — träumen Sie vielleicht?« fragte die Herzogin ihren Begleiter, der dem

Einflusse äußerer Gegenstände niemals williger gehorcht hatte.

»Ach, Madame, wem geschähe das nicht zuweilen?« antwortete Hector.

»Zuweilen? das ist nicht viel.«

»Zuweilen ist es doch zu viel.«

»Wie verstehen Sie das?«

»Der Traum ist ein unlenksames Roß. Man vertraut sich ihm an und oft trägt es uns schon mit dem ersten Sprunge in die seltsamsten Regionen. Wir werden geblendet und plötzlich entschwindet Alles bis auf die Erinnerung.«

»Die Erinnerung an das, was man anscheinend verloren hat.«

»Nicht ganz.«

»Ah!«

»Die Erinnerung an das, was man niemals besessen.«

Die Prinzessin sah Hector an. Ihre Augen glänzten wie zwei Thautropfen auf einer Blume.

»Aber,« sagte sie, »was man nicht hat, muß man zu erobern suchen.«

Hector, welchen der Gegenstand des Gespräches an Christine erinnerte, seufzte.

»Das Unmögliche zu erobern, ist nur den Göttern möglich,« sagte er, »und ich bin weiter nichts als ein Soldat.«

»O,« hob die Herzogin wieder an, »die Mythologie lehrt uns, daß Schäfer Gottheiten besiegt haben.«

»Im Lande der Chimären, Madame.«

»Suchen Sie nur und Sie werden finden, daß dieses

Land nicht so weit entfernt ist, als man sagt,« hob sie wieder an, indem sie mit ihrem Fächer spielte.

»Ich habe schon gesucht, aber nichts gefunden.«

»Dann beginnt man wieder.«

»Hm! ich habe keinen guten Führer.«

»Dann nimmt man einen andern.«

»Und wenn man nun keinen andern kennt?«

»Wie nennen Sie diesen Undankbaren?«

»Den Zufall, den die Glücklichen die Vorsehung nennen,« antwortete Hector mit Bitterkeit. »Ich habe mich an den Zufall gebunden und der Zufall hat mich verrathen.«

»Bah! Der Zufall ist weiblichen Geschlechtes, was auch die Grammatiker dazu sagen mögen. Er ist dem Lächeln niemals näher als in dem Augenblicke, wo er eine strenge Miene zeigt.«

»Darf ich Ihre Worte als eine gute Vorbedeutung betrachten?«

»Was riskiren Sie dabei?«

»Tiefere Traurigkeit, wenn die Vorbedeutung mich täuscht.«

»Es gibt Orakel, welche niemals lügen,« sagte die Prinzessin, indem sie ihre schönen Augen auf den Marquis heftete.

Hector war wie geblendet.

»Wohlan,« sagte er, »ich zweifle nicht mehr und ich vertraue mich Ihnen an.«

»Und Sie thun recht daran — Vertrauen bringt Glück.«

»Ja, wenn das Vertrauen Ihnen gleicht, Madame.«

Die Herzogin ging langsam an dem Rande einer Laube

hin, deren grüne Zweige ihre kokette Hand streifte. Ihr schwebender Gang ließ kaum den feinen Sand der Gänge knistern. Es war als ob eine junge Unsterbliche mit schüchternen Schritten auf dem thessalischen Hügel einem Schäferstündchen entgegenginge.

Sie lächelte bei der Antwort Hectors, sah ihn mit ihren funkelnden Augen an, brach den biegsamen Stengel einer in einer florentinischen Vase blühenden Blume und sagte, während sie dieselbe zwischen ihren Fingern hin- und herrollte:

»Glauben Sie an Talismane?«

»Ich glaube an die Hand, welche sie gibt,« sagte Hector, welcher wider Willen, aber mit einem gewissen inneren Wunsche dem magnetischen Einflusse der Stunde, des Ortes und der Einsamkeit gehorchte, und langsam dem vor seinen Füßen geöffneten blumenreichen Abhange folgte.

Die Prinzessin ließ die Blume, welche sie in der Hand hielt, fallen. Hector bückte sich rasch und hob sie auf. Als er sie aber zurückgeben wollte, floh die Herzogin schon wie eine Fee dem Hintergrunde der Allee zu.

Hector blieb einige Augenblicke lang unbeweglich stehen und heftete die Augen auf das entschwindende reizende Bild, welches bald hinter einer Biegung unsichtbar ward.

Dichter Schatten umgab ihn; er that einige Schritte vorwärts, erreichte den Rasenplatz und sah nichts mehr.

Die einbrechende Nacht hüllte den Garten in ihre Schleier, in deren Mitte wie schweigende Gespenster die weißen Umrisse der Statuen hindurchleuchteten.

Lichter funkelten hinter den Fenstern des Schlosses, dessen schwarze Masse sich auf dem hellen Hintergrunde der

Hügel zeigte, an welchen, wie ein zweifelhafter Schimmer, noch der letzte Schein der Dämmerung zitterte.

Hector versank in tiefes Hinbrüten, als eine Hand sich sanft auf seine Schulter legte.

Er drehte sich rasch herum und in dem Halbschatten erkannte er Herrn von Fourquevaux.

»Ah, schöner Endymion, ertappe ich Sie dabei!« rief der Graf. »Diana ist entflohen und Sie träumen gleich einem mythologischen Schäfer.«

»Ich sehe nicht ein, warum Sie mich mit Endymion vergleichen und ich weiß nicht, wo Sie Diana hernehmen,« entgegnete Hector kurz und ein wenig verlegen.

»Ach leider! Ich nehme gar nichts — der Himmel ist mein Zeuge! Aber beim Mercur, mein lieber Hector, wenn Sie wollen, daß ich nichts argwohne, warum halten Sie dann diese indiscrete Blume in der Hand?«

Hector biß sich auf die Lippen.

»Diese da? Diese Blume gerieth mir zufällig unter die Hände — ich habe sie gepflückt. Was sehen Sie da Uebles?«

»O ich werde mich hüten, etwas darin zu sehen, was nicht darin ist. Ich sehe etwas ganz Anderes darin — tausend zärtliche Seufzer — abendliche Zusammenkünfte — seidene Strickleitern — verliebte Schäferstündchen — Küsse im Schatten — ein ganzes Capitel eines Romans — ich sehe sehr viele Dinge darin, aber durchaus nichts Böses — das schwöre ich Ihnen.«

»Sie sind von Sinnen!« rief Hector.

In diesem Augenblicke dröhnte der Schlag einer Glocke.

Hector fuhr zusammen. Sieben Schläge hallten in gleichmäßigen Zwischenräumen.

»Sieben Uhr schon!« sagte er.

»Ja, sieben Uhr. Bruder Jean hatte die Rechnung ohne eine Prinzessin von Geblüt gemacht.«

»Kommen Sie!« sagte Hector ungestüm.

Er faßte Paul Emil am Arme und zog ihn nach den Ställen, wo Coq-Héron sie erwartete.

»Endlich!« sagte der Diener. »Die armen Thiere haben Zeit gehabt, ihre Gebisse zu fressen.«

»Gut,« antwortete Paul Emil, »die Ungeduld ist ein mächtiger Sporn. Nun werden sie um so schneller laufen.«

»Also machen wir uns wirklich noch auf?«

»Schau nur, dein Herr sitzt schon im Sattel.«

»Aber, gnädiger Herr,« rief Coq-Héron, »glauben Sie denn rascher reiten zu können als die Zeit, und, wenn Sie um acht Uhr aufbrechen, um sieben Uhr anzukommen?«

Hector hörte aber nicht mehr auf ihn. Er ließ seinem Pferde den Zügel schießen und Coq-Héron mußte trotz seiner Erbitterung es eben so machen.

»Spare nur deine Strafpredigt. Du kannst sie morgen auch noch halten,« sagte Herr von Fourquevaux.

Und mit wenigen Sätzen war er an Hectors Seite.

So ritten sie, ohne zu sprechen, bis Paris, ihren Pferden fortwährend die Sporen in die Flanke stoßend. An den Thoren der Stadt aber mußten sie dieser wahnsinnigen Schnelligkeit Einhalt thun, denn tausenderlei Hindernisse versperrten die Straße.

Paul Emil benutzte diese Frist, um sich zu Hectors Ohr zu neigen.

»Wissen Sie, mein lieber Marquis, daß Sie der glücklichste Edelmann in ganz Frankreich sind!« sagte er zu ihm.

»Sie pflückten im Abendnebel eine einfache Blume, ohne sich dabei etwas zu denken, wahrscheinlich aus Zerstreuung und es findet sich, daß diese Blume ein goldener Schlüssel ist, der Ihnen den Tempel Cytherens öffnet.«

»Sie haben nichts als Narrenpossen im Kopfe,« entgegnete Hector beinahe unmuthig. »Was soll diese ganze Mythologie bedeuten, wenn ich fragen darf?«

»O, das ist so meine Art. Ich denke niemals an galante Angelegenheiten, ohne daß sofort die Erinnerung an alle olympischen Götter in mir auftaucht. Würden Sie es wohl glauben? Ich habe schon lange bedauert, daß ich nicht Mitglied der Akademie bin, um Gelegenheit zu haben, ein Buch über die transcendentale Mythologie in ihrer Anwendung auf die Liebe zu schreiben.«

»Schreiben Sie,« sagte Hector, welcher an Bruder Jean dachte und sein Pferd antrieb, auf die Gefahr hin, die Fußgänger über den Haufen zu reiten.

»Sehen Sie! Das Glück macht Sie egoistisch. Unter welchem Sterne sind Sie denn geboren? Wie Cäsar können Sie sagen: Ich kam, sah und siegte, denn Sie haben wirklich gesiegt.«

»Reden Sie im Ernste?« fragte Hector.

»In vollem Ernste.«

»Sie glauben also —«

»Ich glaube, es ist heute das erste Mal in meinem Leben, daß ich nicht Lust habe, Sohn von Frankreich zu sein und mich Herzog von Berry zu nennen.«

»Wie? Weil eine Grille mir die Function eines Schatzmeisters anwies, weil eine Laune mir eine viertelstündige Unterredung unter vier Augen verschafft, weil ein Zufall

mir eine Blume in die Hände gegeben hat, setzt Ihre Phantasie sich in Galopp und geht der Sache sofort auf den Grund?«

»Erstens, lieber Freund, erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie da von einer Menge Grillen, Launen und Zufälle sprechen. In so guter Gesellschaft kommt man schnell vorwärts.«

»Ja, wenn man sich aufmacht — wenn man aber nun nicht reist!«

»O man reist immer!«

»Aber,« hob Hector wieder an, »da Sie mich zwingen, von extravaganten Dingen in allem Ernste zu sprechen, warum sollte die Prinzessin sich herablassen, mir eine Aufmerksamkeit zu schenken, welche sie Andern nicht gewährt?«

»Weil man a priori, wie man in der Sorbonne sagt, sie stets Jemanden gewährt. Ein Anderer hätte dieser Jemand sein können, aber Sie sind ihm zuvorgekommen.«

»Das ist kein Grund.«

»O, Gründe habe ich zu Dutzenden. Erstens, in dem Augenblicke, wo man Sie in der Verbannung, das heißt schlimmer als todt, glaubt, kommen Sie plötzlich von der Armee wie ein Prinz in einem Feenmärchen und erobern gleich auf den ersten Schlag die Gunst des Königs — eine Citadelle! Das war, wie Sie selbst zugeben werden, schon Grund genug, die Aufmerksamkeit der Leute auf Sie zu lenken. Aber das ist noch nicht Alles. Das Geheimniß mischt sich auch mit hinein und gibt Ihrer Rückkehr einen romantischen Anstrich, welcher die Phantasie der Höflinge beiderlei Geschlechts entflammt. Tausend Gerüchte kommen über Sie in Umlauf und die Schilderung Ihrer Heldenthaten betäubt das Echo von Versailles. Man schreit Wunder über

Ihre Tapferkeit und ich schrie toller als alle Anderen. Aus Ihrer Expedition nach Saint-Wast habe ich ein förmliches Heldengedicht gemacht, Venus aber ist zu allen Zeiten eine Anbeterin des Mars gewesen. Sie sind jung und wohl gewachsen —«

»Wie viele Andere sind es ebenfalls!«

»O nein — drei Viertheile der Männer sind da, um das Gegentheil zu beweisen. Und überdies stehen Sie in dem Rufe eines Mannes, der sich in eine Unbekannte verliebt hatte.«

»Ah, bah!«

»In diesen Ruf hab' ich Sie gebracht.«

»Und warum?«

»Das weiß ich selbst nicht. Ich glaube, es geschah eines Abends, als über Pyramus und Thisbe geplaudert ward. Bei den jetzigen Zeiten sind Liebende dieser Art sehr selten. Ihr Ruf gewann binnen einer Viertelstunde einen kolossalen Umfang und die Frauen des Hofes seufzten, indem sie Ihren Namen nannten.«

»Welche Thorheit!«

»Sie haben wenigstens zehn Liebespaare mit einander veruneinigt. Dies war mehr, als es bedurfte, um Aufmerksamkeit, und ich kann hinzufügen, die Koketterie einer Frau zu erregen. Die Treue ist ein Magnet, welcher sie anzieht, und sobald man nur einigermaßen für einen Orpheus gilt, so lauft man Gefahr, Eurydicen zu Dutzenden auf den Hals zu bekommen. Ach, wenn Sie nicht liebten, wenn Sie ganz besonders nicht geliebt würden, dann achtete man vielleicht gar nicht auf Sie, so aber erfüllen Sie alle Bedingungen und die Eroberung Ihrer Person bietet den Even des Ho-

ses den ganzen Reiz und den ganzen verlockenden Genuß der verbotenen Frucht.«

Hector lachte und Herr von Fourquevaux fuhr fort:

»Ich verstehe mich darauf. Der Mann ist Werg und das Weib ist Feuer. Wenn es irgend eine Wissenschaft gibt, in der ich ein wenig bewandert bin, so ist es die Geographie des Zärtlichen. Von dem Fußsteige der kleinen Aufmerksamkeiten bis zum Bosket der vollkommenen Befriedigung ist es nicht so weit, als man glaubt, und Sie werden das bald gewahr werden.«

»Ich hoffe, daß dies nicht der Fall sei.«

»Gott des Himmels! Was habe ich gehört?« rief Paul Emil im Sattel emporhüpfend.

Hector aber, der den Pont-Neuf sah, hörte ihn schon nicht mehr. Die beiden Reiter kamen hier beinahe gleichzeitig an, und durchritten die Brücke nach allen Richtungen.

Bruder Jean war nicht da. Die Vorübergehenden, welche Herr von Chevailles fragte, hatten nichts gesehen. Einige Müßiggänger, Soldaten, Abenteurer von verdächtigem Aussehen standen hier und da an der Brustwehr, aber keiner achtete auf die beiden Cavaliere.

»Parbleu!« sagte Coq-Héron, der schon seit dem Fortreiten von Marly unaufhörlich in den Bart gebrummt hatte, »das kommt davon, wenn man sich zu lange in der Laube des Gartens herumtreibt.«

»Ei, ei, Freund!« rief Herr von Fourquevaux in ernstem Tone, »sprich ein wenig ehrerbietiger von den Personen, die Du nicht kennst.«

»Ach, was geht das mich an! Man schwatzt mit Leu-

ten, die nichts zu sagen haben, und vergißt die, mit welchen man wirklich zu sprechen hat.«

Hector ritt wohl noch zehnmal über die Brücke herüber und hinüber und ließ Paul Emil und Coq-Héron sich streiten, wie sie wollten.

Nach dem zehnten Male machte er Halt.

»Wenn Bruder Jean mich sprechen will, so wird er mich zu finden wissen,« sagte er. »Suchen wir nicht mehr.«

»Sie kehren wohl nach Marly zurück?« fragte Paul Emil.

»Nein, ich reite nach dem Hotel des Herrn von Riparfonds.«

»Nun dann gute Nacht — dann verlasse ich Sie.«

»Sie gehen wohl zu Cydalisen?«

»Ja, mein Freund, die Tugend macht es mir zur Pflicht.«

»Wie wollen Sie das zusammenreimen?«

»Die Sache ist sehr einfach — ich fühle mich sehr melancholisch und wenn ich in diesem Zustande bin, habe ich allemal die größte Lust, Thorheiten zu begehen. Cydalise ist mein Schild.«

Paul Emil lenkte sein Pferd nach der Rue de Tournon, wo Cydalise wohnte, und Herr von Chavailles ritt auf das rechte Ufer der Seine hinüber, um die Rue St. Honoré zu gewinnen.

Neuntes Capitel.

Ein Bundesvertrag.

Hector hatte noch nicht die Kirche Saint-Germain l'Auxerrois erreicht, als er den Hufschlag eines Pferdes hörte, welches in scharfem Trabe hinter ihm herkam. Er drehte sich um und erkannte Paul Emil.

»Nun, wie steht es mit der Tugend, welche Sie veranlaßte zu Cydalisen zu eilen?« fragte Herr von Chavailles, indem er sein Pferd anhielt.

»Meiner Treu,« sagte Paul Emil, »ich habe mir die Sache überlegt.«

»Sie?« antwortete Hector.

»Ja, ich — ich thue das öfter als es den Anschein hat, und diese Ueberlegung hat mir bewiesen, daß die Klugheit eben so sehr als die Höflichkeit mir verbieten, einer Person, die mich nicht erwartet, einen Besuch abzustatten.«

Hector sah Paul Emil lächelnd an.

»Ei,« hob Letzterer wieder an, »lachen Sie so viel Sie wollen; ich für meine Person bin nicht neugierig, und es liegt mir nicht sehr viel daran, zu erfahren, was ich nicht weiß. Es gibt Eifersüchtige, welche sich des Nachts leise und verstohlen wie Wölfe zu ihren Schönen schleichen, aber das sind indiscrete Menschen. Ich kenne Galans, welche an den Thüren herumhorchen, während man sie tausend Meilen weit entfernt glaubt — das sind Narren.«

»Und Sie wollen weder indiscret noch ein Narr sein.«

»Sie haben es gesagt.«

Während die beiden Cavaliere so plauderten, erreichten sie die Rue Honoré. Ein Lakei stand an der Thüre des Hotels, und erwartete Herrn von Chavailles.

»Mein Herr Marquis,« sagte der Lakei, »im Abenddunkel war ein Mann da und fragte nach Ihnen.«

»Sagte er Dir seinen Namen?«

»Ja, Herr Marquis; er heißt Bruder Jean.«

»Gut. Weißt Du, wo ich ihn finden kann?«

»Er ist oben, und erwartet Sie, Herr Marquis.«

»Ich dachte mir es gleich!« murmelte Hector.

Und er sprang vom Pferde und ging rasch die Stufen der Rampe hinauf, während Herr von Fourquevaux ihm folgte.

Als die beiden Herren in das Zimmer kamen, wo Bruder Jean sie erwartete, saß der würdige Eremit vor einem Tische, der in angemessener Weise mit Gerichten besetzt war, die auch den wüthendsten Hunger zu stillen vermocht hätten.

Eine große angeschnittene Pastete, welche einer halb zertrümmerten Bastion glich, bedeckte mit ihren Ueberresten den Teller des Bruders Jean. Ein Mainzer Schinken bot seine runde Fläche dem Messer, welches ihn anschneiden wollte, und große Schnitten Hammelkeule boten dem Blicke des frommen Gastes ihre rosenfarbene Pyramide.

Zwei leere Flaschen lagen auf der Erde wie kampfunfähig gemachte Feinde. Eine dritte schon angegriffene schien halb besiegt, und zwei andere in Schlachtordnung auf der Ecke des Tisches aufgestellte schienen sich auf einen Sturm des unermüdlichen Kämpfers gefaßt zu machen.

»Ah, endlich kommen Sie!« rief Bruder Jean, als er

Hector erblickte, ohne sich stören zu lassen. »Schon seit zwei Stunden wartet man auf Sie.«

Und er schenkte sich ein frisches Glas Wein ein und leerte es auf einen Zug.

»Wie ich sehe,« antwortete Hector, »habt Ihr eure Zeit gut angewendet, lieber Einsiedler.«

»Die Zeit ist ein Capital, welches man schon frühzeitig gut anlegen lernen muß. Warum sollte man die Güter verachten, welche die Vorsehung uns schenkt?«

»Ich weiß, Bruder Jean, daß Ihr ein ausgezeichneter Philosoph, eine Art französischer Epikuräer seid, welcher die Praxis mit der Theorie zu vereinigen weiß. Davon ist aber jetzt nicht die Rede. Ihr habt, glaube ich, mit mir zu sprechen.«

»O, Alles hat seine Zeit, und wir wollen nicht Eins in's Andere mischen. Ich soupire jetzt — soupiren wir. Plaudern werden wir nachher.«

»Dennoch aber vermuthete ich aus der großen Eile, womit Ihr Coq-Héron nach Marly schicktet —«

»Die Sache war auch sehr pressant; die große Eile aber, mit welcher Sie herbeigekommen sind, macht, daß wir nun Zeit vor uns haben. Sie kennen das Sprichwort —«

»Es gibt ja deren so viele.«

»Die verlorene Gelegenheit —«

»Findet sich wieder, Bruder Jean, sie findet sich wieder.«

»Diese Variante gefällt mir, und demnach haben wir vollauf Muße zu warten.«

Die Logik dieses Raisonnements zwang Herrn von Cha-

vailles, nicht weiter auf seinem Verlangen zu bestehen. Uebrigens wußte er, daß Bruder Jean in gewissen Capiteln der Moral feststehende Meinungen hatte, von welchen ihn keine menschliche Macht abwendig machen konnte.

»Wohlan,« sagte er, »da wir Zeit haben, so erlaubt mir, Euch einen mir befreundeten Edelmann vorzustellen, in welchem das, was ich ihm von euern Heldenthaten erzählt, den lebhaftesten Wunsch erweckt hat, eure Bekanntschaft zu machen.«

»Parbleu! Dieser Herr hat Geschmack und ich werde mich freuen, ihm zu beweisen, daß Bruder Jean ein Mann ist, der sich mit Leuten von Geist zu verständigen weiß.«

Mit diesen Worten erhob sich Bruder Jean und verneigte sich gegen Herrn von Fourquevaux.

»Es ist gewiß,« sagte Paul Emil, »daß ich mir dieses Glück schon seit langer Zeit gewünscht habe. Man hat mir von Euch erstaunliche Dinge erzählt.«

»Meiner Treu, gnädiger Herr, man ist alle Tage bemüht, einen so vortheilhaften Ruf nicht Lügen zu strafen.«

»Und es gelingt Euch, nicht wahr?«

»So gut es mir möglich ist. Aber, Sie wissen wohl, welche Mühe man auch aufwenden mag, so gibt es immer ein Ideal, welches man niemals erreicht, und das bringt Leute von Muth und Ehrgeiz zur Verzweiflung.«

»Ah, kehrt Euch nicht an dergleichen Kleinigkeiten, sondern erinnert Euch des Sprichworts: Thue was Du kannst und komme dann, was da wolle.«

»Wirklich,« hob der Eremit wieder an, indem er einen wüthenden Angriff auf den Schinken machte, »dieses Fleisch hat einen herrlichen Geruch und die verlockendste Farbe von der Welt. Der Wein ist von einem guten Jahrgange. Neh-

men Sie alle Beide mit Platz und lassen Sie uns lustig soupiren, wie in den glücklichen Tagen, wo wir, Herr von Chavailles und ich, in dem Thurm des Berges Ventoux oder des Windberges den Catull übersetzten.«

Der Vorschlag erschien Herrn von Chavailles allerdings ein wenig sonderbar, aber alles was von Bruder Jean ausging, klang anders, als wenn ein Anderer es gesagt hätte.

Sie hatten früher schon mit einander gegessen und getrunken und die Beziehungen, welche sie an einander knüpften, waren ganz außerordentlich und gestatteten, von der strengen Etikette jener Zeit abzugehen. Uebrigens war es auch ein Mittel, Bruder Jean zur Eile anzuspornen.

Hector gab daher Coq-Héron einen Wink, der alte Diener legte rasch noch zwei Couverts auf und Herr von Chavailles setzte sich Bruder Jean gegenüber und neben Paul Emil.

»Das nenne ich gehandelt wie echte Soldaten,« rief der Gast des Herrn von Argenson. »Ach, mein Herr Marquis, Ihre Gegenwart, diese Weine, welche wie Rubine in diesen Bechern funkeln, diese Wachskerzen, diese Einsamkeit — alles erinnert mich an jene unschuldigen Nächte, während welcher wir mit irgend einer schwierigen Stelle beschäftigt über dem göttlichen Horaz und zehn Flaschen Wein die Stunden vergaßen.«

Und Bruder Jean seufzte, nachdem er dies gesagt.

»Der unverschämte Schurke,« murmelte Herr von Fourquevaux.

Dies hielt ihn jedoch nicht ab, laut hinzuzusetzen:

»Ihr habt, lieber Freund, einen sehr heitern Humor

und ich zweifle, daß man in Eurer Gesellschaft etwas von Traurigkeit zu fürchten habe.«

»Mein Herr Graf, schon bei dem ersten Besuche, den einem die Traurigkeit abstattet, ersäuft man sie auf dem Boden eines großen Glases und wenn man ihr diese Behandlung ein halbes Dutzend Mal hat angedeihen lassen, so rührt sie sich nicht mehr.«

»Dieses Recept gefällt mir! Schenket ein.«

»Sind Sie vielleicht dergleichen Anwandlungen ausgesetzt, Herr Graf?«

»Zuweilen.«

»Dann liegt der Grund darin, daß Sie kein Laster haben,« rief der Eremit mit gelehrter Miene.

»Ah, lieber gar!«

»Diese Theorie ist neu,« sagte Hector.

»Und überrascht Sie, nicht wahr?« setzte der Eremit hinzu.

»Das gebe ich zu.«

»Und dennoch ist nichts klarer.«

»Erklären Sie uns dies,« sagte Herr von Fourquevaux.

»Die Erklärung muß angefeuchtet werden, und wenn es Ihnen daher gefällig wäre, Meister Coq-Héron Befehl zur Herbeischaffung noch einiger Flaschen zu geben, so würde meine Demonstration weit fließender sein.«

Coq-Héron, dem die Laune des Bruder Jean gefiel und der sich ihm für seine treue Anhänglichkeit noch lebhaft zu Danke verpflichtet fühlte, wartete nicht erst die Befehle seines Herrn ab, sondern wendete sich an zwei in einem Vorzimmer sitzende Lakeien und ließ einen Korb Weine mit verschiednen Sorten kommen.

»Ei! ei!« sagte Bruder Jean, indem er sieben oder acht Flaschen aus dem Korbe nahm, »Meister Coq-Héron versieht sein Amt sehr gut. Er weiß, daß der Mensch die Veränderung liebt. Chambertin — Clos-Vougnot — Wein von Ai — Haut-Sauterne — die Zusammensetzung dieses Korbes ist das Werk eines beobachtenden Geistes — ich danke Euch, Coq-Héron.«

Coq-Héron verneigte sich mit erfreuter Miene.

Bruder Jean füllte die Gläser und that einen tüchtigen Zug.

»Das gibt neue Gedanken,« sagte er, »und ich fühle jetzt in mir die Kraft mit einem Cicero zu disputiren.«

»Nun so entwickelt uns einmal die Theorie des Lasters,« sagte Paul Emil.

»Des Lasters? Ach, gnädiger Herr, man kennt noch nicht die ganze Tugend, welche in dem Laster steckt!« rief Bruder Jean mit Wärme. »Ein Laster ist der treueste Freund, den der Mensch sich denken kann, der einzige, der ihn niemals verläßt und der ihm selbst im Unglücke und Kummer nicht untreu wird. Ein Laster ist der ergebene Diener, der Achates der Menschen, welche so glücklich sind, ihn zu besitzen! Er folgt ihm überallhin, er fürchtet weder Kälte noch Hitze, noch Ermüdung, noch Hunger. Er ißt Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blut.«

»Aber das ist eine Ode, was Sie da sagen und keine Beweisführung,« sagte Paul Emil.

»Ja wohl! Wir verlangen ein Heilmittel, aber keine Poesie!« unterbrach ihn Hector.

»Keine Poesie! Sie beklagen sich darüber!« rief

Bruder Jean mit neuer Kraft. »Ist das Laster wohl etwas Anderes als Poesie?«

»Nicht übel, Ihr werdet uns auch wohl noch beweisen, daß das Laster ein Sonett ist.«

»Ja, mein Herr, ein Sonett, ein Madrigal, eine Epopöe, eine Dithyrambe, eine Ekloge, Alles, was Sie wollen, das Süßeste, das Anmuthigste, das Erquickendste, was es auf der Welt gibt. Es ist der Trost der Sterblichen, die allgemeine Panacee, das Wasser der ewigen Jugend, der Nectar des Lebens, die Ambrosia des Herzens. Aber wer hat wohl heutzutage noch Laster?«

»Parbleu,« sagte Paul Emil, indem er sein Glas leerte, »viele von meiner Bekanntschaft.«

»Diese Leute prahlen blos. Sie haben Fehler, aber keine Laster.«

»Das ist sonderbar.«

»Ob es sonderbar ist, weiß ich nicht, aber es ist wahr.«

»Wie, die Menschen hätten jetzt keine Laster?«

»Nicht ein einziger, ausgenommen privilegirte Menschen — auserwählte Naturen —«

»Und die übrigen Sterblichen?«

»Vulgum pecus, wie wir auf der lateinischen Schule sagten — diese haben nichts — höchstens schlechte Gewohnheiten, aber keine Laster. Wenn sie davon sprechen, so höre man nicht darauf — es ist reine Eitelkeit von ihrer Seite.«

»Wo zum Teufel soll da die Eitelkeit sitzen!« rief Hector.

»O, sie ist nicht so dumm und weiß was sie thut! Ich habe zehn Jahre gebraucht, um mir ein gutes Laster anzuschaffen, aber ein Laster von robuster Constitution, welches sich in der Praxis bewährt, und nicht gleich bei der ersten Probe

sich als unhaltbar erweist. Ach, wie viel Sorge und Mühe hat es mir gekostet! Aber endlich gelang es mir.«

»Und das Ende krönt.«

»Spotten Sie nicht! Dank meinem Laster bin ich der glücklichste aller Franzosen. Sobald als die Langeweile mich ereilt, rufe ich mein Laster zur Hilfe und mir ist geholfen. Was ist ein Laster? Denn vor allen Dingen müssen wir uns über das Wort verständigen, dann erst können wir disputiren!«

»Wohlan, disputiren wir,« sagte er zu Paul Emil, indem er die Ellbogen auf den Tisch stemmte; »was ist ein Laster, frage ich?«

»Nun, ein Laster hat immer für ein Laster gegolten!« entgegnete Paul Emil, nachdem er sich die Stirne gerieben.

»Durchaus nicht — es ist eine Leidenschaft!«

»Das ist originell.«

»Wie mir scheint, Meister Jean, haltet Ihr eine schöne Larve vor ein häßliches Gesicht,« sagte Hector.

»Lassen Sie doch! Sie passen einmal auf einander. Eine Leidenschaft ist ein Schild gegen einen Feind. Der Mensch überläßt sich gemächlich den Rathschlägen dieser Leidenschaft, er läßt sich von ihrer liebkosenden Hand leiten, und heiter, ohne die Tage zu zählen, schwimmt er den Strom des Lebens hinab Die Chimäre des Menschen ist sein Laster. Der Mensch, welcher diese Flamme im Herzen hat, trägt diesen Trost in sich. Er hat eine Beschäftigung für alle Augenblicke. Seine Leidenschaft hüllt ihn ein wie ein Panzer, von welchem geschützt er den Pfeilen der Traurigkeit trotzt. Ein Laster, mein Herr Marquis, ist die reizendste und gefälligste Geliebte!«

»Dies entzückt mich,« rief Paul Emil, »und eure

Beredsamkeit bestimmt mich, mir ein rechtschaffenes kleines Laster zu wählen, wie es sich für einen müßigen Edelmann schickt.«

»In diesen Dingen geziemt es, mit Klugheit zu Werke zu gehen. Ehe Sie eine Wahl treffen, studiren Sie sorgfältig Ihren Charakter und Ihr Temperament,« antwortete der ehemalige Eremit in ernstem Tone. »Sich ein Laster anschaffen, heißt eine Frau nehmen, von welcher keine Scheidung möglich ist.«

»Dies gibt mir Stoff zum Nachdenken.«

»Eine Heirat, so heiter sie auch sei, hat doch auch immer gewisse Schattenseiten, welche selbst für die muthigsten Seelen etwas Abschreckendes haben. Einige,« fuhr Bruder Jean fort »wählen den Ehrgeiz, der ein heroisches Laster ist. Fragen Sie einmal einen Ehrgeizigen, ob er Zeit hat, sich zu langweilen? Andere greifen zu den Karten und betrachten das Leben wie eine Partie Landsknecht; andere schnüren sich die Binde des mythologischen Cupido um die Augen und noch Andere werfen sich vor dem goldenen Kalbe nieder und sammeln Schätze wie die Ameisen. Ich kenne Menschen, die sich dem Bacchus ergeben, wie die verlassene Ariadne, und ich, was thue ich in diesem Augenblicke Anderes, als daß ich ein in Glas gesperrtes und roth versiegeltes Laster liebkose?«

Bruder Jean ließ den Pfropf einer ehrwürdigen, mit schwarzem Sand bedeckten Flasche knallen und hob sein gefülltes Glas empor.

»Der Wein ist die Vergessenheit, meine Herren; es lebe der Wein!« rief er.

»Hm!« sagte Coq-Héron, »wenn es so fortgeht, so

fürchte ich, daß Ihr noch Alles vergessen werdet — selbst den Zweck eures Besuches.«

»Freund Coq-Héron,« antwortete der Trinker stolz, »wenn Ihr Bruder Jean besser kenntet, so würdet Ihr wissen, daß die ganze Weinlese des vorigen Jahres meine Gurgel passiren könnte, ohne daß mein Geist sich trübt oder meine Füße wanken.«

»Zum Teufel!« rief Paul Emil; »selbst das Faß der Danaiden könnte dies nicht von sich sagen.«

»Wohlan, das Souper ist beendet und wir werden sogleich sehen,« sagte Hector, indem er seinen Stuhl zurückschob.

Die Lakeien traten ein und begannen den Tisch abzuräumen.

»Heda, Leute!« sagte Bruder Jean, »die Servietten und Teller könnt Ihr wegnehmen, die Flaschen aber rührt mir nicht an. Der Wein ist das Salz der Conversation.«

Hector gab den Lakeien einen Wink und sie verschwanden, nachdem sie gethan, was Bruder Jean ihnen befohlen.

»Also, mein Herr Marquis,« hob der Eremit wieder an, »es beliebt Ihnen wissen zu wollen, warum ich Sie durch Coq-Héron habe bitten lassen, mich heute Abend um sieben Uhr auf dem Pont-Neuf zu treffen.«

»Ganz recht.«

»Ich sage dies, um Coq-Héron zu beweisen, daß ich niemals etwas vergesse.«

»Das ist eine sehr ehrenwerthe Empfindlichkeit,« sagte Paul Emil.

Bruder Jean schenkte sich ein Glas Wein ein, betrachtete die rothe Flüssigkeit gegen das Licht einer Kerze,

schlürfte einmal und setzte das Glas dann mit der ernsten Miene eines deutschen Professors wieder auf den Tisch.

»Ach, gnädiger Herr, warum haben Sie meinen Worten nicht Glauben beigemessen?«

»O, ich habe durchaus nicht daran gezweifelt, aber Umstände, die ich unmöglich vorhersehen konnte, erlaubten mir nicht, mich früher auf den Weg zu machen.«

»Ja, wackerer Freund, die Dämmerung und die Lauben des Gartens setzten seiner Abreise unerhörte Hindernisse entgegen,« sagte Herr von Fourquevaux.

»Um so schlimmer; wenn Sie zur bestimmten Stunde gekommen wären, so hätten sie einen Mann getroffen, in Bezug auf welchen Sie mich früher einmal sehr dringend befragt haben.«

»Den Mann aus dem Walde von Marly?«

»Denselben! Wenn es mir erlaubt wäre, die Poeten zu citiren und zugleich zu variiren, so würde ich mit Racine sagen: Der Mangel an Erfolg hat ihn nicht eingeschüchtert, und dieselben Projecte, mit welchen er damals umging, beschäftigen ihn, wie ich volle Ursache habe zu glauben, auch noch gegenwärtig.«

»Der würdige Mann!« sagte Paul Emil.

»Erzählt mir, in Folge welches Zufalles Ihr ihn wiedergesehen habt,« sagte Hector.

»O, das ist sehr einfach. Es war heute Morgen. Ich befand mich mit dem ehrlichen Biscot in einem Wirthshause des Vieux-Augustins, als dieser Mann eintrat, mich auf die Schulter klopfte und sagte: »Heda, man wünscht mit Euch zu sprechen.« — »Das kann geschehen,« sagte ich, indem ich mich erhob, »sprechen wir.« — »Nein, jetzt nicht, ich habe

jetzt keine Zeit,« entgegnete er. — »Nun dann, wann Ihr wollt; ich bin stets bereit.« — »Wohlan denn,« fuhr er fort, »findet Euch diesen Abend um sieben Uhr auf dem Pont-Neuf ein, ich werde dort sein.« — Hierauf drückte er mir ein Goldstück in die Hand und entfernte sich.

»Was denkst Du zu diesem allen?« sagte ich zu Biscot, den ich zuweilen zu Rathe ziehe, denn, beiläufig gesagt, dieser wackere Junge besitzt trotz seines dummen Aussehens zuweilen gesunden Menschenverstand. — »Ihr werdet sehen, ob der Herr Marquis wieder zurück ist,« sagte er zu mir. Das war ein Blitzstrahl für mich. Ich eilte nach dem Hotel des Herrn von Riparfonds und fand hier Coq-Héron.«

»Ich kann bezeugen, daß dieser den Auftrag, den Ihr ihm ertheilt hattet, pünktlich ausgerichtet hat,« sagte Paul Emil.

»Wollte Gott, daß nicht eine Laube zwischen Sie, meine gnädigen Herren, und den Pont-Neuf getreten wäre!« hob Bruder Jean wieder an. »Jetzt wäre der Schurke todt.«

»Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben,« rief Paul Emil.

»Hm! Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß der Fuchs sehr schlau ist.«

»Mag sein. Die Jäger sind aber auch keine Dummköpfe!«

»Das wird sich zeigen,« sagte Bruder Jean. »Um sieben Uhr machte ich mich auf den Weg nach dem Pont-Neuf. Mein Mann war schon da. Mit stolzer Miene stand er da, den Rücken gegen die Brustwehr gelehnt, mit verschränkten Armen, steif wie ein Pfahl und finster wie ein

Todtengräber. Er zog die Uhr, blickte darauf und sagte: Ihr seid pünktlich.«

»Das ist mein Handwerk,« antwortete ich. — »Wohlan,« hob er wieder an, »ich habe Euch eine Expedition vorzuschlagen.« — »Gegen Herrn von Chavailles, nicht wahr?« rief ich. — »Was wißt Ihr davon?« sagte er, indem er seine Augen auf mich heftete, welche vorher so trübe, plötzlich funkelten wie Diamanten. Ich begriff, daß ich eine Dummheit begangen und wollte sie wieder gut machen, aber der Mann runzelte die Stirne. Er unterbrach mich mit einem »Es ist gut!« was gerade das Gegentheil sagte, und hierauf ging er der Sache auf den Grund.«

»Und um was handelte es sich?« fragte Hector.

»O, um weiter nichts, als um sorgfältige Ueberwachung der Schritte eines Mannes, welcher große Aehnlichkeit mit Ihnen hat, gnädiger Herr.«

»Meinen Namen hat er also nicht genannt?«

»Ich war so ungeschickt, ihm nicht Zeit dazu zu lassen.«

»Wie so?«

»Während er sprach, gingen meine Augen rechts und links, um zu sehen, ob Sie nicht kämen. Sehr gerne hätte ich eine aufmerksame Miene angenommen, aber es war mir nicht möglich.«

»Ei, ei, Bruder Jean!« rief Paul Emil, »das sind Thorheiten, die bei einem Manne von eurer Erfahrung unverzeihlich sind.«

»Ich verdiene Ihre Vorwürfe — das weiß ich. Aber was sollte ich thun? Es gibt Stunden, wo die Professoren nicht geschickter sind als die Schüler. Es trat ein Augenblick ein, wo ich, weil ich glaubte Sie zu sehen, rasch den

Kopf herumdrehte. Mein Mann schwieg plötzlich, sah den Cavalier an, dessen Ankunft mich getäuscht hatte, und sagte, indem er sich verneigte: »Ich liebe es nicht, daß man sich mit den Vorübergehenden beschäftige, wenn ich spreche. Es ist klar, daß Ihr Jemanden erwartet. Gute Nacht — ich gehe.« — Ich versuchte ihn festzuhalten, aber vergebens. Meine Worte und selbst meine Schwüre vermochten nichts. »Nein, nein,« entgegnete er. »Was man sieht, das sieht man. Ihr habt eure Geschäfte und ich habe das meinige — wir dürfen sie nicht in einander mengen.« — Der Blick, welcher diese Worte begleitete, erklärte den Sinn derselben. Er war kalt, hart und scharf wie ein Pfeil. Ich war wie eingeschüchtert und verlegen, und er ging fort.«

»Und seid Ihr ihm nicht nachgefolgt?« fragte Coq-Héron.

»Allerdings, aber dieser Mensch gehört nicht zu denen, welchen man nachschleichen kann, ohne daß sie etwas davon merken. Kaum hatte ich hundert Schritte hinter ihm in die Rue de la Monnaie hineingethan, so drehte er sich herum, grüßte mich nochmals mit der Hand und verschwand in einem Nebengäßchen. Diese Geberde machte mich ärgerlich. Ich eilte hinter ihm her, fest entschlossen, diesmal Streit mit ihm zu suchen, aber ich mochte um das Eckhaus der Rue de l'Arbre-Sec herumgehen und in dem Gäßchen selbst suchen, wie ich wollte, es war mir unmöglich, auch nur die Zipfel seines Mantels zu entdecken.«

»Ihr werdet sehen, daß das Haus zwei oder drei Ausgänge hat,« sagte Paul Emil.

»Das dachte ich auch, aber nun mag er sich nur in Acht nehmen. Ich theile Ihre Feindschaft, Herr Marquis,

und bei meinem Barte, ich werde Ihnen davon Rechenschaft geben.«

»Aber,« hob Hector, der seit einigen Augenblicken tief nachgedacht, an, »Ihr habt weiter nichts unterlassen, als mir den Namen dieses Banditen zu sagen.«

»Ah, den Namen? ich kenne ihn unter zweien — welcher ist der gute?«

»Ohne Zweifel weder der eine noch der andere,« unterbrach ihn Herr von Fourquevaux.

»Das ist wahrscheinlich,« hob Bruder Jean wieder an; »diese Leute wechseln die Namen, wie die Elegants des Hofes die Manchetten.«

»Laßt diese Namen hören,« sagte Hector.

»Anfangs hieß er Meister Simon.«

»Meister Simon!« riefen Hector und Paul Emil gleichzeitig.

»Ah, wie es scheint, kennt man ihn hier?«

»Ja, ein wenig; aber wie lautet der zweite Name?« setzte Herr von Chavailles hinzu.

»Später nannte Meister Simon sich von Saint-Clair.«

»Der Chevalier!« riefen Hector, Paul Emil und Coq-Héron wie aus einem Munde.

»Ah, das nenne ich ein Echo!« sagte Bruder Jean, sich die Hände reibend. »Sie haben also schon von dem Chevalier gehört?«

»Zuweilen,« antwortete Herr von Fourquevaux. »Wir können Euch sogar nicht verhehlen, daß er zur Zahl unserer speciellen Bekannten gehört.«

»Das ist eine sehr schlechte Bekanntschaft, gnädiger

Herr, und er wird Ihnen noch viel zu schaffen machen, wenn Sie ihm Zeit dazu lassen.«

»Mit der Zeit wird man sparsam sein, dafür stehe ich Euch.«

»Und Ihr werdet sehr recht daran thun. Dieser Mensch ist ein Tiger. Ha, wenn man nur wüßte, wo er seine Höhle hat!«

»Ich weiß es,« sagte Hector.

»Sie?« rief Bruder Jean, indem er sich vom Tische erhob.

»Erinnern Sie sich noch, lieber Graf, jenes Briefes, den Coq-Héron dem Wirthe des »silbernen Kruges« abnahm?« setzte Hector hinzu.

»Der an den Baron von Klein abgegeben werden sollte, nicht wahr?« antwortete Emil.

»Ganz richtig,« antwortete Paul Emil, »er enthielt eine Adresse.«

»Ja,« sagte Coq-Héron, »an die Herberge »zum König David« in der Rue de l'Arbalête.«

»Dort wohnt Meister Simon, das heißt der Chevalier von Saint-Clair.«

»Parbleu!« rief Bruder Jean, die Hand ausstreckend, »morgen muß ich das erfahren und wenn der Chevalier die Unverschämtheit begangen hat, sich zu zeigen, so schwöre ich, daß ich ihn auf der Stelle erwürge wie eine Schlange.«

»Mordieu! Ich schwöre es auch,« sagte Coq-Héron.

»Und ich ebenfalls,« rief Paul Emil, durch die Wärme des Eremiten mit hingerissen.

Drei Degen fuhren aus den Scheiden und funkelten im Scheine der Wachskerzen.

»Einen Augenblick, meine Herren, der Haß gehört

mir,« sagte Hector, indem er die Degen mit dem seinigen niederhielt, »und ich trete ihn an Niemanden ab. Wenn Gott erlaubt, daß der Chevalier mir in den Weg kommt, so bin ich es, der den ersten Streich nach ihm führt.«

»Gut, Sie führen den ersten,« sagte Paul Emil, »ich aber den zweiten, wenn Sie ihn fehlen sollten, was Gott verhüten möge.«

Hector reichte seinem Waffenbruder die Hand und sagte, wieder das Wort ergreifend:

»Meine Herren, es ist spät und Leute von Muth erwarten den Tag, um ihren Feind aufzuspüren. Wir wissen, wo der Tiger sich versteckt hält — also morgen!«

»Ja, morgen,« sagten Bruder Jean und Coq=Héron.

Zehntes Capitel.

Die Rue de l'Arbalête.

Am nächstfolgenden Morgen bei Tagesanbruch weckte die lärmende Stimme des Bruder Jean, welcher die Nacht im Hotel des Herrn von Riparsonds zugebracht, um sogleich bei der Hand zu sein, Hector, Paul Emil und Coq=Héron.

»Heda!« rief er, »wir wollen dem Vogel nicht erst Zeit lassen, die Flügel zu öffnen!«

Der Trupp der Verbündeten war sofort munter und machte sich zu Fuße auf, denn man fürchtete, daß die Ankunft von vier Berittenen dem Wirth »zum König David« Verdacht einflößen könnte.

Die am äußersten Ende von Paris gelegene Rue de l'Arbalête war damals eine der ärmsten und ödesten des Faubourg Saint-Jacques.

Sie bestand aus einigen alten schwarzen Häusern, die in unregelmäßigen Reihen zu beiden Seiten eines Baches standen, dessen launenhafte Windungen die Hälfte der Gasse unter Wasser setzten.

Zwischen den niedrigen wackeligen Häusern befanden sich große ummauerte Höfe und Bretbuden, welche den Handwerkern der Vorstadt als Verkaufslocale dienten.

Eine zahlreiche Bevölkerung von Hühnern und Enten irrten in der Mitte der Straße einher, pickten auf dem Boden herum und plätscherten in den Pfützen. Arme Frauen saßen arbeitend auf den Schwellen der Hausthüren und Küfer schlugen unter dem Schatten von Regendächern mit lautem Getöse ihre Tonnen und Fässer zusammen.

Herr von Fourquevaux seufzte, als er den Fuß auf den feuchten, fetten Boden dieser Gasse setzte.

»Wer hätte mir gesagt,« rief er, »daß die Sologne dem Palais-Royal so nahe sei.«

Zu der Stunde, wo der Trupp der Verbündeten an einem der äußersten Enden der Gasse erschien, begann die Sonne den schweren Nebel zu durchbrechen, der sich über die beiden Ufer der Seine ausbreitete und seine schmutzigen Dunstflocken an den Rand der Dächer hängte. Junge Mädchenköpfe in Nachthauben zeigten sich hinter den grünlichen Scheiben der Fenster und Kinder in Kappen und mit ungekämmtem Haare liefen mit unruhiger Neugier hinter den vier Abenteurern her.

Bruder Jean, der schon längst mit dergleichen Expedi-

tionen vertraut war, bat seine Begleiter, mit ihm in einem Winkel stehen zu bleiben und sich zu berathen.

»Meine Herren,« sagte er, »wenn man Jagd auf einen Menschen, dieses schwierigste Wild, macht, so thut man wohl, seine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Unsere Ankunft setzt das ganze Quartier in Bewegung.«

»Dadurch wird mir erklärlich, warum die Bewohner desselben so häßlich sind,« sagte Herr von Fourquevaux.

»Diese Buben, welche vor uns herlaufen, machen mehr Lärm als eine Heerde wilde Gänse und werden nicht verfehlen, unsere Expedition zu verrathen.«

»Deshalb,« sagte Paul Emil, »glaube ich, daß es am besten sein wird, sie ein wenig an den Ohren zu zausen, damit sie sich ihrer Wege packen.«

»Das wäre das beste Mittel, einen Aufstand zu Wege zu bringen.«

»Aber was sollen wir dann thun?«

»Wir müssen uns trennen, um die Aufmerksamkeit zu theilen,« sagte Coq-Héron.

»Gut gesprochen, Freund,« entgegnete Bruder Jean.

»Nun so trennen wir uns denn,« rief Paul Emil.

»Ei, gnädiger Herr, Ihre Beine sind rascher als der Kopf,« sagte der ehemalige Eremit, indem er Herrn von Fourquevaux, welcher schon fortwollte, zurückhielt. »Wir spüren einen Wolf auf — deshalb dürfen wir nichts vernachläßigen.«

»Ich,« sagte der Graf nachläßig, »bin der Meinung, daß das kürzeste Mittel auch immer das beste ist. Wir wollen uns auf die Herberge »zum König David« stürzen, die Thür einschlagen, das Gesindel, welches sich uns vielleicht

in den Weg stellt, über den Haufen rennen, das Haus von oberst bis unterst durchsuchen und den Chevalier über die Klinge springen lassen.

»Ach, gnädiger Herr, bei dem ersten Geräusche wird der Chevalier über die Dächer hinwegklettern wie eine Katze, oder hinter den Letzten herlaufen, wie ein Lakei, den man fortjagt.«

»Nun, dann wollen wir uns an die vier Ecken des Hauses stellen und es in Brand stecken. Dann werden wir sehen, ob der Chevalier vielleicht zum Schornstein hinausfliegt wie der Teufel.«

»Ein schönes Mittel, damit bei den ersten Funken die Scharwache herbeieile.«

»Also taugt mein Feldzugsplan nichts?«

»Durchaus nichts.«

»Ich danke.«

»Nicht Ursache.«

»Nun, so laßt den euern hören,« sagte Hector.

»Einer von uns legt sich an einem der äußersten Ende der Straßen in den Hinterhalt und ein Zweiter stellt sich an das andere Ende, um die Ausgänge zu sperren.«

»Gut!« sagte Coq-Héron, »dazu gehören gute Füße und ein gutes Auge.«

»Während Zwei von uns auf diese Weise aufpassen, gehen die beiden Andern geraden Wegs auf die Herberge »zum König David« zu —

»Und schneiden dem Wirthe die Nase ab,« sagte Paul Emil, indem er sich die Hände rieb.

»Nein!«

»Ganz richtig, das käme ja wieder auf den vorigen Plan hinaus.«

»Man wird vielmehr ganz höflich Meister Pierre Simon zu sprechen verlangen.«

»Und man nimmt ihn beim Kragen, sobald er zum Vorscheine kommt.«

»Wenn er zum Vorscheine kommt,« sagte Hector.

»Wie?« rief Paul Emil.

»Der Zweifel ist der Sohn der Erfahrung, sagte Bruder Jean.

»Das ist eine häßliche Verwandtschaft, aber die Wahrheit zu gestehen, ich wäre entzückt, wenn die Sache so abliefe.«

»Warum, wenn ich fragen darf?«

»Weil, wenn er nicht sogleich sich zeigt, wir das Haus in Brand stecken. Dabei bleibe ich — möget Ihr sagen, was Ihr wollt, und wenn der Chevalier kein Salamander ist, so wird er sich gezwungen sehen herauszukommen.«

»Man wird sich die Sache überlegen,« sagte Bruder Jean lachend.

Coq-Héron, der kein Wort sprach, machte eine Geberde mit dem Kopfe, die keinen Zweifel über seine Meinung ließ, welche mit der des Grafen in jeder Beziehung übereinstimmte.

»Jetzt,« sagte Hector, »gilt es die Arbeit zu theilen.«

»Ich bin für den thätigen Theil — er entspricht besser meinem Temperament,« sagte Paul Emil.

»Gerade diesen kann man Ihnen unmöglich anvertrauen, mein lieber Graf,« sagte Hector, »und zwar wegen des Ungestüms dieses Temperaments.«

Herr von Fourquevaux wollte dagegen protestiren, Bruder Jean aber, der sich das Commando der Expedition vorbehalten hatte, kam Herrn von Chavailles zu Hilfe.

»Erlauben Sie,« sagte er. »Der Chevalier, fürchte ich, wird uns auf den ersten Blick erkennen. Eine geheime Thüre wird es ihm möglich machen, zu entfliehen, und dann fällt die beste Rolle Ihnen zu.«

»Ist es mir erlaubt, ihn zu tödten?« fragte Paul Emil rasch.

»Ja,« antwortete Hector.

»Dann übernehme ich die Aufgabe.«

»Sie werden den wackern Coq-Héron zur Unterstützung haben,« hob der Eremit wieder an. »Was den Herrn Marquis betrifft, so gehört ihm die Ehre, einen Besuch in der Herberge selbst abzustatten, und ich bitte ihn blos, sich von mir begleiten zu lassen.«

»Darüber wären wir einig. Aber wie steht's mit diesen Kindern?« fragte Hector, indem er einen Blick auf die Buben warf, die sich immer noch in der Nähe herumtrieben.

»O das ist sehr einfach. Sie werden sogleich sehen.«

Und mit diesen Worten zog Bruder Jean eine handvoll kleines Geld aus der Tasche, wendete sich an den Trupp der kleinen Neugierigen und sagte:

»Höret, meine Kinder, ich habe hier eine Anzahl sehr schöne blanke Zwölfsousstücke — wollt Ihr sie verdienen?«

»Ja, ja,« riefen alle auf einmal, indem sie sich herbeidrängten.

»Nun, dann geht sofort auf den Quai des Tournelles, wo einige befreundete Cavaliere mich erwarten. Diese werdet Ihr hierherführen. Da habt Ihr vorläufig etwas für eure

Mühe und der Erste, der zurückkommt, erhält drei Vierundzwanzigsousstücke. Also marsch!«

Die Knaben warfen sich über die Zwölfsousstücke her und verschwanden dann wie ein Schwarm Sperlinge.

»Jetzt nach der Herberge,« sagte der Eremit, »und Sie, meine Herren, auf Ihren Posten.«

Coq-Héron eilte an das eine Ende der Straße, Paul Emil lenkte seine Schritte nach dem andern und Bruder Jean machte sich in Hectors Begleitung auf den Weg nach der Herberge »zum König David«.

Diese Herberge, welche so ziemlich in der Mitte der Rue de l'Arbalête stand, war von Gärten umgeben, die durch Mauern von der Straße geschieden wurden, und bestand aus zwei Hauptgebäuden von ungleicher Höhe, die unter einander durch einen großen gelbbemalten Pavillon mit rothen Fensterläden verbunden waren.

Eine umfangreiche Ulme beschattete die Vorderseite der Thüre, über welcher man auf einem großen Schild einen bärtigen Mann sah, der ein himmelblaues Gewand trug und unter einem Baume mit goldenen Aepfeln, gleich jenen, welche die Fabel in den Gärten der Hesperiden wachsen läßt, auf der Harfe spielte.

Ein Wassertrog befand sich auf der einen Seite der Thüre zum Tränken der Pferde. Auf der andern sah man zwei große steinerne Bänke, glatt gerieben von den Müßiggängern, die Früh und Abends hier saßen und plauderten.

Dicht an der Thüre, in dem Winkel unter einer der Bänke schlief ein riesiger Bullenbeißer, die Schnauze auf den Pfoten ruhen lassend.

Ein Küchenjunge mit einem Messer im Gürtel und

einer weißen Mütze auf dem Kopfe kauerte vor der Thüre und rupfte ein Huhn.

»Heda, Freund, ist der Wirth zu Hause?« fragte Bruder Jean.

Der Küchenjunge nahm seine Mütze ab.

»Mein Herr ist im Stalle, aber wenn ich etwas für Sie thun kann, meine Herren, so sprechen Sie,« sagte er; »ich stehe zu Ihren Befehlen.«

»Wir wünschen Meister Pierre Simon zu sprechen,« antwortete Hector mit ruhiger Miene. »Kannst Du uns vielleicht zu ihm führen?«

Der Knabe nahm den Thaler, welchen Herr von Chavailles ihm in die Hand drückte und kratzte sich hinter dem Ohre.

»Meister Pierre Simon?« fragte er.

»Ja.«

»Dieser Name kommt mir bekannt vor — ich weiß aber nicht genau, ob es einen Herrn dieses Namens in unserer Herberge gibt.«

»Suche nur,« hob Hector wieder an, indem er noch einen Thaler aus seinen Fingern in die des Küchenjungen gleiten ließ.

»O, ich werde sogar sehr lange suchen, wenn Sie es wünschen.«

»Immer zu demselben Preise?« fragte Bruder Jean.

Der Küchenjunge lächelte und machte ein dummes Gesicht.

»Wenn man nun einmal etwas nicht gewiß weiß,« hob er wieder an.

»Nun, dann hole deinen Herrn und halte Dich dazu.«

Der Küchenjunge drehte sich auf den Absätzen herum und verschwand hinter einer niedrigen Thüre.

»Dieser Bursche,« sagte Bruder Jean, »sah zu dumm aus, um nicht ein wenig schlau zu sein. Er hätte Ihnen nach und nach alle Ihre Thaler abgenommen, ohne zu sprechen. Ich verstehe mich ein wenig auf Physiognomien.«

»Wird der Herr wohl deutlicher sprechen?«

»Wenigstens wird er Ja oder Nein sagen.«

Während sie noch so ihre Vermuthungen austauschten, kam der Herbergswirth herbei.

Er war ein kleiner, dicker, aufgedunsener, rothbäckiger Mann mit niedriger Stirne, grauen Augen, fahlblondem Haare, dicken Lippen und einer plattgedrückten Nase zwischen zwei runden, glänzenden Wangen. Trotz dieser prosaischen Außenseite verriethen seine Züge aber dennoch einen hohen Grad von Schlauheit und Zurückhaltung.

»Hm!« murmelte Bruder Jean, »das ist ein Herbergswirth von demselben Holze, aus welchem man die Eremiten schneidet.«

Der Herbergswirth nahm die Ledermütze ab, die er auf dem Kopfe trug, verneigte sich tief vor den beiden Besuchern, zeigte ihnen Sitze und bat sie höflich, Platz zu nehmen.

»Es ist nicht nöthig,« sagte Bruder Jean. »Was wir von Euch wissen wollen, ist von so geringer Bedeutung, daß es nicht der Mühe verlohnt, Euch um die Zeit zu bringen.«

»Wenn man mit Cavalieren wie Sie zu thun hat, dann ist niemals etwas verloren,« antwortete der Gastwirth.

Dieser demüthige, geduldige Ton und diese Zurückhaltung waren durchaus nicht nach dem Geschmacke Hectors,

und seines Begleiters. Ein lärmender, schwatzhafter Wirth wäre ihnen lieber gewesen; Bruder Jean aber, der nicht gerne lange Winkelzüge machte, faßte sich schnell, und ging gerade auf die Frage los.

»Ihr habt,« sagte er, »in eurem Hause einen Cavalier, Meister Pierre Simon, mit welchem dieser Herr und ich zu thun haben. Seid so gut, uns rasch zu ihm zu führen.«

»Wie sagten Sie?« fragte der Herbergswirth mit aufmerksamer Miene.

»Meister Pierre Simon,« wiederholte Hector.

Der Wirth »zum König David« rieb sich das Kinn, ohne zu antworten, und mit der Miene eines Mannes, der seine Gedanken sammelt.

»Meister Pierre Simon,« murmelte er, als ob er mit sich selbst spräche; »das ist ein Name, der mir nicht ganz unbekannt ist — Meister Pierre —«

»Simon,« setzte Bruder Jean hinzu.

»Ja, ja, ich höre wohl, dieser Name klingt mir in's Ohr. Können Sie mir nicht ein wenig auf die Sprünge helfen?«

»Entweder habt Ihr ihn in eurem Hause oder nicht,« sagte Hector ungeduldig; »so viel ist wohl klar.«

»Allerdings — wenn er nicht hier ist, so muß er anderwärts sein — das versteht sich.«

»Parbleu! Ihr müßt doch ein Buch haben, in welches Ihr eure Fremden einschreibt! Laßt uns in diesem nachsehen.«

»Ach, es ist so schlecht gehalten!«

»Gleichviel!« hob der Eremit wieder an, indem er einen Schritt that.

»Es verlohnt nicht der Mühe,« sagte der Wirth, indem er den ehemaligen Einsiedler zurückhielt. »Meine Frau hat dies zu besorgen, und unter uns gesagt, ich glaube, das gute Geschöpf kann gar nicht schreiben.«

»Das ist ein schlauer Kunde,« murmelte Coq-Héron zwischen den Zähnen.

»Aber,« hob der Herbergswirth wieder an, »können Sie mir, da Sie diesen Meister Pierre Simon so gut kennen, nicht vielleicht sagen, was er macht? Es gibt zwei oder drei Simons in unserem Quartier.«

»Ja, und in ganz Paris gibt es deren tausend,« rief Hector, welcher anfing die Geduld zu verlieren.

»Eben deshalb,« antwortete der Herbergswirth mit unerschütterlichem Phlegma.

Dabei kreuzte er die Hände über seinem dicken Bauche, drehte die Daumen um einander, und wartete.

»Es ist ein Reisender, ein Mann, der überall hinkommt,« sagte der Marquis von Chavailles, welchen Bruder Jean mit dem Ellbogen gestoßen hatte, um ihn zur Mäßigung zu mahnen.

»Das ist allerdings eine gute Auskunft.«

»Sie ist klar, nett und bestimmt,« sagte Bruder Jean.

»Allerdings,« entgegnete der Herbergswirth, den Kopf emporwerfend; »unglücklicherweise aber genügt sie nicht. Ich sehe so viele Reisende aus allen Ständen und aus allen Ländern.«

»Wie, der Name und der Stand, das ist noch nicht

genug?« rief Hector, welcher große Lust hatte, den Herbergswirth zu erwürgen.

»Leider nein. Ich habe ein so kurzes Gedächtniß. Aber dennoch ein Wort, meine Herren — darf ich fragen, in wessen Auftrage Sie kommen?«

»Jetzt ist der Augenblick, wo das Vorhaben gelingt oder scheitert,« sagte Herr von Chavailles bei sich selbst.

Und die ruhigste Miene von der Welt annehmend, antwortete er:

»Im Auftrage des Barons von Klein.«

»Ah!« rief der Herbergswirth mit den Augen blinzelnd.

»Und zwar in einer dringenden Angelegenheit.«

»Gut,« sagte der Herbergswirth, dessen kleine graue Augen sofort zu funkeln begannen.

»Der Baron wartet — haltet Euch dazu, ich bitte Euch.«

»Ist das Alles?«

»Wie so Alles?«

»Ich meine, ob Sie mir weiter nichts mitzutheilen oder zu übergeben haben.«

»Nein, nichts weiter.«

Die drei Männer standen einander einen Augenblick gegenüber und beobachteten sich mit verstohlenen Blicken, ohne weiter etwas zu sagen.

Endlich brach der Herbergswirth das Schweigen, indem er mit zerknirschter Miene sagte:

»Wohlan, meine Herren, ich mag mich besinnen wie ich will, so kann ich nicht anders als sagen, daß ich mit diesem Meister Simon nicht die geringste Bekanntschaft habe.«

»Besinnt Euch nur noch ein wenig,« sagte Bruder Jean.

»O, es nützt nichts, ich weiß es im Voraus.«

Bruder Jean hatte einen Augenblick Lust, den Herbergswirth durchzuprügeln und das Haus von oben bis unten zu durchsuchen, aber eine kurze Ueberlegung hielt ihn davon zurück.

Wenn Meister Pierre Simon, wie man gewiß wußte, im Hause war, hatte er dann nicht schon Zeit gehabt, durch irgend einen geheimen Ausgang zu entwischen? Durch Gewalt war sonach nichts auszurichten und es war jedenfalls besser, eine andere Gelegenheit abzuwarten.

»Wie es scheint, hat man uns belogen,« sagte Bruder Jean kaltblütig zu Hector. »Wir wollen nach Hause zurückkehren und Meister Simon anderwärts suchen. Was Euch betrifft, mein wackerer Freund,« hob er zu dem Wirthe gewendet wieder an, »so nehmt diesen Thaler für die Mühe, die wir Euch verursacht haben.«

Alles dies ward in einem Tone gesagt, der auch den Schlauesten hätte täuschen können.

Hector kannte Bruder Jean zu genau, um dieser anscheinenden Naivetät zu trauen; er dachte sich sogleich, daß irgend eine Kriegslist dahinter stecke und sprach kein Wort.

Der Herbergswirth nahm den Thaler und verneigte sich.

»Ich glaube, meine Herren,« sagte er in dem Augenblicke, wo die beiden Cavaliere sich entfernen wollten, »es gibt noch eine Herberge »zum König David« an dem andern Ende von Paris — nach der Porte Montmartre zu. Vielleicht thäten Sie wohl, sich dort zu erkundigen.«

»Dank, lieber Freund,« rief Bruder Jean mit freudigem Ausdrucke. »Das ist ein köstlicher Rath und wir werden nicht verfehlen, ihn zu befolgen. An der Porte Montmartre, sagt Ihr?«

»Ja.«

»Da gehe ich sogleich hin.«

Hector und Jean entfernten sich sofort, wie Leute, denen daran liegt, bald an Ort und Stelle zu kommen, und der Herbergswirth verneigte sich mit ironischer Demuth.

»Aber,« sagte Hector, der sehr rasch neben Bruder Jean herschritt, »warum sind wir so schnell wieder fortgegangen? Ein Mann wie Ihr thut nichts ohne Beweggrund. Worin besteht der eurige?«

»Mordieu, es liegt mir daran, daß dieser durchtriebene Schurke uns für etwas halte, was wir nicht sind, nämlich für Dummköpfe, die sich bei der Nase herumführen lassen.«

»Und dann?«

»Jetzt, wo er von unserer Dummheit fest überzeugt ist, wird er den Chevalier beruhigen, und da erwische ich ihn eben. Ich werde mich hier in der Nähe festsetzen und Ihnen über diesen räthselhaften Menschen — mag er wollen oder nicht — nächstens Bericht erstatten.«

»Aber er ist auf seiner Hut.«

»Ich sage Ihnen aber, der Herbergswirth hält uns für Dummköpfe. Bemerkten Sie sein Lächeln, als er uns Lebewohl sagte? Dieses Lächeln ist die einzige Unklugheit, die er begangen hat.«

Bruder Jean eilte Coq-Héron von seinem Posten abzulösen, und Hector that dasselbe mit Paul Emil, der, um

Zeit zu gewinnen, mit einem hübschen Mädchen des Quartiers liebelte.

Auf den Rath des Eremiten begab man sich zusammen in ein Wirthshaus, um sich zu erfrischen und das Weitere zu verabreden. Man brachte Flaschen und Bruder Jean füllte die Gläser.

»Also,« sagte er, indem er die Ellbogen auf den Tisch stützte, »der Rath ist versammelt. Wer etwas Gescheidtes vorzuschlagen weiß, möge es thun.«

»Ich,« sagte Herr von Fourquevaux, »bin der Meinung, daß man ohne weitere Umstände die Herberge mit Sturm nehmen und den Wirth ein wenig aufhänge, um ihm die Zunge zu lösen.«

»Sparen wir den Strick,« sagte Bruder Jean, »für solche Schurken ist selbst der billigste zu theuer.«

»Nun, worin besteht euer Vorschlag?« fragte Hector.

»In Folgendem:

»Morgen verkleide ich mich als Soldat uud beziehe mein Cantonnement in der Umgebung des »Königs David«. Ein wenig weißes Geld wird mich mit den Kellnern bekannt machen, die mir dann gestatten werden, mich in dem Hause ein wenig umzusehen. Mit dem Wirthe, der mich nicht wieder erkennen wird, trinke ich einigemal und der Chevalier müßte sehr schlau sein, wenn er mir entginge.«

»Gut!« rief Coq-Héron; »wenn Ihr einen Gehilfen braucht, so stehe ich zu Diensten.«

Ende des vierten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Achard, Amédée

Die Königliche Jagd Historischer Roman aus der Zeit Ludwigs des Viergchuten von Amédée Achard. Deutsch. von A. Kretzschmar

Bd.: 4

Pest 1861